

Bibliothek
Techn. Hochsch. Breslau

Schlesische Monatshefte



INHALT:

DIREKTOR GÜNTHER NOHL

NORDSCHLESIEN ALS WANDERZIEL

PROF. DR. WILLI SCHOBER

AUS DEM FRAUSTÄDTER LÄNDCHEN

HANS-GEORG REHM

STADT IM WEINKRANZ

TRAUD GRAVENHORST

DIE REISE NACH SAGAN

DR. JOACHIM HERRMANN

DAS GLOGAUER LIEDERBUCH

FRITZ SIEDEL

ERMELINE ROTBEUTER

HANS-GEORG REHM

REPUBLIK SCHWENTEN

DR. ALFRED BÖNSCH

VOM EINBAUM BIS ZUM TAUSENDTONNENKAHN

BERICHTE

Schlesische Monatshefte

NORDSCHLESISIEN ALS WANDERZIEL

V O N G Ü N T H E R N O H L

Nordschlesien als Wanderziel zu wählen, ist heute noch eine Seltenheit. Dieses Nordschlesien ist für viele Schlesier, ganz zu schweigen von den Nichtschlesiern, unbekanntes Land. Es verdient aber um seiner Vielfältigkeit, seiner landschaftlichen Schönheit und seines Reichthums an malerischen Städten und an Denkmälern deutscher Kultur aufgesucht und durchwandert zu werden.

Geographisch gesehen beginnt Nordschlesien mit Glogau, dem ältesten und bedeutendsten kulturellen Mittelpunkt dieser Landschaft. Die alte ehemalige Oderfeste ist allein schon eines Besuches wert. Mittelalter, Barockzeit und preussischer Stil haben in dieser alten Stadt jenen harmonischen Zusammenklang geschaffen, wie er für schlesische Städte, die über den Rahmen einer Kleinstadt hinausgewachsen sind, eigentümlich ist. Die großen mittelalterlichen Kirchenbauten des Domes und der Stadtpfarrkirche St. Nikolai, die prächtigen Renaissanceportale der Bürgerhäuser am Ring, die alte Herzogsburg mit dem historischen Hingerturm und nicht zuletzt die planvolle Anlage der deutschen Siedlungsstadt auf dem linken Oderufer formen das mittelalterliche Bild, während die ehemaligen Festungswerke und Glacis zu schönen Promenaden und Parkanlagen umgewandelt worden sind. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist das Stadtarchiv, das von den Wissenschaftlern weit über die Landesgrenzen hinaus stark benutzt wird und eines der ältesten und am besten geordneten Schlesiens ist. Der landschaftliche Reiz der näheren Umgebung von Glogau besteht in den Dalkauer Bergen mit ihrem schönen Buchenbestand, ähnlich den Trebnitzer Höhen, und in der Oderlandschaft. Der Oderstrom führt uns einige Meilen weiter an dem Renaissance-Schloß Alt Eichen vorüber zu einer schönen alten Kleinstadt, Beuthen an der Oder. Diese verträumte Stadt auf dem Hügel über dem Strom gehört mit ihrem malerischen Ring, den reich verzierten Giebelhäusern, dem Rathaus und der Stadtpfarrkirche mit dem berühmten Grabdenkmal Georg von Schönauich zu den Sehenswürdigkeiten Nordschlesiens.

Wenige Kilometer stromab aber gelangen wir zu einem der großen landschaftlichen Höhepunkte der Oderniederung, nach dem Fliederschloß Carolath. Der an den Strom herantretende Höhenzug, der wundervolle Eichenwald, der bei Beuthen beginnt, und der mächtige Renaissancebau des Carolather Schlosses formen die ideale Landschaft der Oder, wie wir sie nur noch einmal in Schlesien bei Leubus in diesem Zusammenklang wiederfinden.

Durch die große Carolather Heide gelangen wir zu der einzigen diluvialen Seenlandschaft Schlesiens, dem Schlesiensee und seinen zahlreichen kleineren Heideseen. Der 11 Kilometer lange und 3 Kilometer breite Schlesiensee ist durch seinen Besitz dem Fremdenverkehr erschlossen und schon heute ein beliebtes Wanderziel der Schlesier und Brandenburger. Auch das zwischen Glogau und Schlesiensee gelegene Frauastadt mit seinen altertümlichen Bauwerken und dem berühmten Barockfriedhof ist eines Besuches wert. Das grüne Band der Oderwälder bleibt dem Strome treu bis an die Landesgrenze von Brandenburg. Ihren Höhepunkt hat die Waldlandschaft dieses Stromes bei Neusalz, das sich mit Recht „die Brücke zum Oderwalde“ nennt. Diese offene freundliche und arbeitsame Stadt, die aus einem Salzsiedewerk des 16. Jahrhunderts durch Friedrich den Großen zur Stadt erhoben wurde, und die eine Niederlassung der Brüdergemeinde in ihren Mauern birgt, ist der zweite zentral gelegene Ort Nordschlesiens, von dem aus man leicht zu weiteren Zielen gelangt. Zwanzig Minuten Bahnfahrt führen uns von Neusalz nach Grünberg, der bekannten Wein- und Gartenstadt Schlesiens, ins nördlichste Weinbaugebiet der Welt. Die freundlichen Rebenhügel, die sich rings um die Stadt ziehen, die malerischen alten Weinbergshäuser, das Rathaus mit der schönen Kriegererehrung von Professor Hofäus und die nähere Umgebung sind ebenso anziehend wie die beiden Museen der Stadt, das sehenswerte Weinmuseum gegenüber der ältesten deutschen Sektellerei und das ansehnliche, gut eingerichtete Heimatmuseum. Die Heimatpflege in

Nordniederschlesien ist überhaupt sehr lebendig, denn fast jede Stadt in diesem Gebiet kann ein solches Heimatmuseum aufweisen.

Im Oderwalde bei Neusalz befindet sich der längste Naturpfad Schlesiens, der sein Vorbild in dem älteren Naturpfad im Oderwalde bei Grünberg hat. Diese Einrichtung, die heimische Flora in einem natürlichen Gelände dem Wanderer durch Aufschriften nahebringen, ist an beiden Stellen vorbildlich durchgeführt. Der Grünberger Oderwald, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt, führt uns hin zu dem reizvollen Flecken Oderdeck, bei dem noch einmal vor der Landesgrenze Schlesiens Höhen an den Strom treten. Während bei Oderdeck Weinbergshäuser und Gärten die Höhen bekronen, ist am Weißen Berg bei Bobernigk, Kreis Grünberg, die unberührte Waldlandschaft in Verbindung mit ragender Höhe und dem weiten Strom die Gegebenheit, die die dortige Oderlandschaft so besonders auszeichnet.

Sind wir von Neusalz in das Gebiet von Grünberg in den nördlichsten Teil jener Landschaft vorgestoßen, so wenden wir uns von Neusalz ausgehend über Freystadt der niederschlesischen Heide zu. Das malerische Freystadt, am Abhänge des nordschlesischen Landrückens liegend, ist die Schwelle zur niederschlesischen Heidelandschaft. Noch bestimmt der fruchtbare nordschlesische Landrücken das Bild der Landschaft. In Grün gebettete Dörfer mit fruchtbaren Feldern, abwechslungsreicher schöner Mischwald bekronen die Höhen, die sich von den Dalkauer Bergen bei Glogau über Suckau, Neustädtel, Windisch Borau über Brunzelwaldau bis Grünberg ziehen. Mächtige Findlingssteine sind anhängen und in stillen Waldtälern verstreut. Eine schöne und seltene Flora, die an das Vorgebirge erinnert, finden wir in Wald und Wiese. In alten Schlössern, Ruinen und Dorfkirchen tritt uns ein erstaunlicher Reichtum alter deutscher Kultur in dieser unbekanntenen Landschaft entgegen. Ihr Spiegelbild ist Freystadt mit einem fast geschlossenen Mauergürtel, mit breiten, alten, gartenbestandenen Wallgräben, einem malerischen Marktplatz, einer ruhigen Herzogsburg und vor den Toren der Stadt einer der schönsten schlesischen Gnadenkirchen.

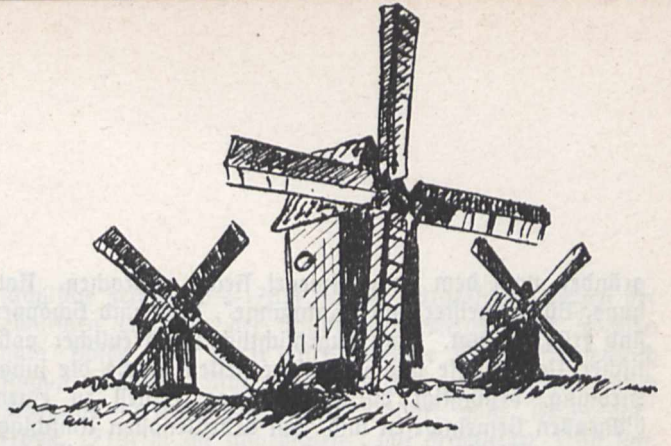
Die Bahn führt uns weiter dem Rande der Heide entgegen. Im weiten Tale des Bober liegt Sagan an der Schnellzuglinie Breslau—Berlin. Wiederum eine der reizvollen schlesischen Kleinstädte mit schönem Marktplatz, alten Bürgerhäusern, deren inschriftengezierte Portale zu uns sprechen, in der Stadt zwei mächtige gotische Hallenkirchen, an der einen das ehemalige Augustinerkloster, das noch eine unversehrte, vergessene Klosterbibliothek enthält. Ein Enkel des großen Barockmalers Michael Willmann hat den Bibliothekraum mit trefflichen Deckengemälden geziert. Die

beherrschende Sehenswürdigkeit von Sagan aber ist sein Schloß und sein Park. Den mächtigen Schloßbau hat Wallenstein errichtet, seine Vollendung hat er nicht mehr erlebt. Seine Ausstattung ist das Werk des Herzogs Peter von Kurland und seiner kunstfertigen Tochter Dorothea, Herzogin von Talleyrand. Sagan gehört zu den bedeutendsten Schloßbauten Schlesiens und birgt eine hervorragende Schriftenammlung, die jene Herzogin zusammenbrachte. Die reizvollen Bauten der Orangerie, des Witwenhauses auf dem Ludwigsplatz und klassizistischer Kavaliere- und Bürgerhäuser geben der Stadt und ihrer Umgebung ihre besondere Note.

Von Sagan fahren wir hinüber nach Sprottau. Auch diese Stadt liegt am Rande gewaltiger Wälder, die zu dem Reichtum dieser Stadtgemeinde gehören. Der schönste Teil des ausgedehnten Sprottauer Stadtförstes ist der „Hochwald“. Der niedrige Grundwasserspiegel dieser Waldlandschaft ist die Ursache des mächtigen Baumwuchses und der Bildung schönster Mischwaldlandschaft. Die freundliche Stadt Sprottau, die wie Sagan am Bober gelegen ist, ist in ihrer Anlage eine der typischen Städte aus der Zeit der deutschen Wiederbesiedlung des Landes. Das vorbildliche Sprottauer Heimatmuseum trägt den Namen Heinrich-Laube-Museum nach jenem berühmten Sohne der Stadt, dem ein besonderes Zimmer mit Andenken gewidmet ist.

Die Wald- und Heidelandschaft von Sprottau geht über in die große Waldlandschaft von Primkenau. Der Wasserreichtum dieser Gegend bildet unweit Primkenau den Sprottebruch, der durch den Arbeitsdienst zu einem großen Teil zu fruchtbarem Ackerland umgestaltet worden ist. Das neue Dorf Hiertshagen ist ein Ehrendenkmal des deutschen Arbeitsdienstes. Auf der anderen Seite der kleinen, freundlichen Stadt Primkenau aber wird in diesen Monaten in Neu Vorwerk die schönste Waldarbeiterfiedlung Schlesiens vollendet, die eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes darstellt. Nach einem großzügigen, planvollen Aufbauwillen wird hier durch die Tatkraft und das Kunstverständnis eines deutschen Industriellen ein soziales Werk von besonderer Bedeutung geschaffen. Die Hüter des Waldes erhalten eine Stätte der Arbeit und der Rast, eine Heimat, in der die Schönheit der Arbeit vollendete Wahrheit wird.

Das alles sind nur Ausschnitte aus dem Reichtum Nordschlesiens. Sie allein mögen genügen, diesen Teil unseres Heimatganges Wanderziel werden zu lassen, ein Wanderziel, das es verdient, seinem unbekanntenen Dasein entrissen zu werden, und das vielen Schlesiern von neuem sagen kann, wie unendlich reich an Schönem und Sehenswertem ihre große, weite Heimat ist.



AUS DEM FRAUSTÄDTER LÄNDCHEN

V O N W I L L I S C H O B E R

Nach einer wechselvollen und inhaltsschweren, nahezu 700jährigen Geschichte steht Fraustadt mit seinem „Ländchen“ vor einer neuen Wende seines Geschicks. Am 1. Oktober 1938 scheidet die Stadt, die man mit Fug und Recht die deutscheste des alten Posener Landes genannt hat, aus der Fürsorge der Grenzmark Posen-Westpreußen, um in den Schoß der Mutter Schlesiens, aus dem sie einst hervorgegangen ist, zurückzukehren. Eine Wiederkehr nach langer Entfremdung!

Zum schlesischen Raume hat das Fraustädter Ländchen gehört, seit Geschichte und Vorgeschichte von ihm zu melden wissen. Schon in den fernen Jahrhunderten, da der Siling als Kultstätte der wandalischen Stämme Verehrung genoß, saßen wandalische Bauern in dichten Siedlungen auch auf dem Boden, aus dem die Stadt Fraustadt erwachsen sollte. Und als im 13. Jahrhundert jener geschichtliche Vorgang sich vollzog, den man die zweite Besiedlung oder die Wiedereindeutschung Schlesiens nennt, da drang die ungestüme Welle der deutschen Einwanderung auch über den „Grenzwall“ hinweg in die herrenlos gewordene Wildnis. Da machten sich deutsche Bauern in heißer Arbeit den Boden unserer Heimat untertan und schufen die Waldhufendörfer, die noch heute das Wahrzeichen der Fraustädter Kulturlandschaft sind.

Um die Zeit aber, da der werdende schlesisch-deutsche Stamm in der Mongolenschlacht (1241) sein Lebensrecht verteidigt hatte, da von den Klöstern Paradies (gegr. 1236), Blesen und Obra aus die Zisterzienser ihren Grenzwall deutscher Dörfer errichteten, da erbauten deutsche Bürger, wahrscheinlich thüringischer Herkunft, „auf grünem Rasen“ an der Grenze polnischen Machtbereichs sich eine neue Stadt. „Sie ist von den Schlesiern erbaut“, schreibt der zuverlässige Chronist seiner Heimatstadt, der „Schulmeister“ Caspar Hoffmann (1548—1617) in seinen Tagebuchaufzeichnungen. Den Geburtstag der jungen Siedlung kennen wir nicht. Weder von der Stadt noch von irgendeinem

der Dörfer besitzen wir eine Gründungsurkunde. Wir wissen ebensowenig, auf wessen Veranlassung oder unter wessen Betreuung die Landnahme vor sich ging. In einer wasserreichen Senke an einer uralten Handelsstraße, die von Glogau her nach Osten führte, auf der weiten Flur des schon 1210 genannten Dorfes Pritschen zogen die Einwanderer bewußt den winzigen Umkreis ihrer Siedlung und nahmen eine vermutlich strittige Grenzburg, die die Polen Wschowa nannten (1248), in ihre Mauern auf.

Fraustadt, „Stadt unser lieben Frau“, nannten sie fromm die Heimatstadt ihrer Wahl. Der hl. Jungfrau, der Ordensheiligen der Zisterzienser, weihten sie ihre Kirche, deren eindrucksvoller Turm, der zweithöchste im alten Posener Lande, die Blicke des heimatlichen Wanderers schon aus der Ferne auf sich zieht. Aus eigenem Recht setzten sie ausschließlich ihr Bild in das ursprüngliche Stadtwappen (1310). Schon 1273, wenn auch ohne Namen, als Stadt urkundlich bezeugt, erscheint das neue Gemeinwesen sodann im Jahre 1290 in einer Urkunde Heinrichs III. von Glogau zum ersten Male unter seinem klangvollen Namen „Frowenstat“.

Also eine echte, ostdeutsche Kolonialstadt schlesischen Ursprungs und schlesischer Prägung gleich ihren vielen Schwestern im Raume des Siling. Nach dem Vorbild von Neumarkt soll die Planung des Stadtkerns erfolgt sein. Noch heute unverwischt, mutet sie jeden schlesischen Menschen heimatlich an. Im Mittelpunkt der Anlage auf dem geräumigen, rechteckigen „Ring“ ein stattliches Rathaus. Die schlesischen Lauben ringsum, die Valerius Herberger gekannt und die noch heute nachweisbar, sind dem Wandel der Zeit zum Opfer gefallen. Ringsum ein Netz kurzer, schmaler, winkliger Gassen zur Stadtmauer; auf einem ausgesparten Raum, dem alten Kirchhof, der schlichte Bau der Pfarrkirche. Hier war, an unsicherer Grenze, deutscher bürgerlicher Freiheit und deutschem Recht eine Stätte bereitet. Zu Magdeburger Recht wurde die Stadt ge-

gründet, nach dem Sachsenspiegel Recht gesprochen. Rathaus, Bürgermeister und „Ratmanne“, Vogt und Schöppen sind früh bezeugt. Trotz augensichtlich unerfreulicher politischer Verhältnisse und unruhiger Zeiten wuchs die junge Siedlung, begünstigt durch ihre Lage, schnell zu einem blühenden Gemeinwesen und zum bedeutendsten Umschlagplatz im schlesisch-polnischen Grenzraum heran. Leistungsfähige Handwerker und rührige, wohlhabende, „vornehme Kauf- und Handelsmänner“ saßen gedrängt in den engen Gassen; ihr geschäftiges Treiben füllte den weiten Ring. Nur zwei Tore, das Glogauer und das sogenannte Polnische, öffneten sich in dem starken Palisadenzaun, der um 1400 durch die Mauer ersetzt wurde, die noch heute in Bruchstücken erhalten ist.

Da erfüllte sich, unerwartet schnell, an der Grenzstadt das Geschick ihrer Lage. Im Jahre 1343 rückte Kasimir d. Gr. von Polen unter dem Vorwande, meint der Chronist, „das diese stad vormals in Gros-Pohlen gehöret“, mit Truppenmacht heran und besetzte Stadt und Burgbezirk. Frau-
stadt fiel an die Krone Polen.

Der König, der sich wenige Jahre später persönlich von der Bedeutung und dem deutschen Charakter der Stadt überzeugte, bestätigte der Bürgerschaft alle überkommenen Privilegien, auch insonderheit das Magdeburger Recht, und gewährte ihr Zollfreiheit in allen seinen Staaten. Er unterstellte sie nicht einem weltlichen oder geistlichen Grundherrn, sondern machte sie zur „königlichen Stadt“ unter der Aufsicht eines Starosten, der mit dem Bürgergericht auf dem alten Schlosse seinen Wohnsitz nahm. Seitdem wurde das Rathaus zuweilen als „königlich“ bezeichnet, und die Stadtoberigkeit urkundete: „Wir Bürgermeister und Ratmannen der königlichen Stadt Frau-
stadt in Groß-Polen“. Wladislaw Jagiello endlich verlieh ihr (1425) die oft genannte Ratswahlordnung, die argwöhnisch gehütete Magna Charta ihrer deutschen Selbstverwaltung. Danach hatte die gesamte Bürgerschaft, „Bezechte und Unbezechte“, jährlich am Michaelistage eine Liste von 12 Männern zu wählen, aus deren Zahl der Starost alsdann den Bürgermeister und 7 Ratmannen zu „sehen“ hatte. Auch befreite er sie (1426) von jeder fremden Gerichtsbarkeit, und Sigismund I. bestätigte ihr nochmals (1524) den Genuß des Magdeburger Rechts. Mit diplomatischem Geschick und unerschütterlicher Beharrlichkeit verteidigte seitdem die städtische Behörde die deutschen Gerechtsame und versäumte nie, sie sich von jedem neu gekrönten Könige bestätigen zu lassen.

So blieb die „kgl. Frauenstadt“ in ihrer Wesenheit unangetastet, eine Oase deutschen Lebens am Rande fremden Volkstums. Deutsch blieb die Amtssprache der städtischen Behörden und des Stadtgerichts, dessen Vogt in zweifelhaften Rechtsfällen nicht selten ohne Scheu den Rat des Magdeburger Schöppenstuhls unmittelbar in Anspruch

nahm. Die Ratsbücher, die in zahlreichen städtischen, sorgsam geführten Bänden seit dem Jahre 1507 fast lückenlos erhalten sind, die Gerichtsbücher, die unabsehbare Fülle der Innungsbücher und -briefe, die Kirchenbücher bezeugen unwiderleglich den deutschen Charakter von Obrigkeit und Bürgerschaft. Die Bürgermeister, die Stadtschreiber, die Patriziergeschlechter — die Deutschländer, Gaunersdorfer, Lamprecht, Rüdiger, Weber, Wende, die Schützenkönige — alle sind sie deutschen Blutes gewesen.

Bewußt deutsch war das *J u n f t l e b e n*. Viele Innungen verschrieben sich die Vorlage ihrer „Willküren“, d. h. ihrer Satzungen, aus Glogau und Breslau. Alle „Zechen“ nahmen nur Lehrlinge auf, die durch eidestattlich erhärtete Geburtsbriefe, die unseren Ahnenpässen durchaus vergleichbar sind, ihre „deutsche Art und Jungen“ nachweisen konnten. Deutsche Handwerksspiele meist geistlichen Inhalts sind bezeugt.

Schon seit 1532 gab es eine Wasserleitung, an die der heutige „Röhrkasten“ am Markt erinnert. Alle Bürger hatten das Braurecht. Im Ratskeller wurden „Schweidnitzer Schöps“ und Grätzer Bier geschenkt. Wein trank man in der „Weinlaube“ auf der Starostei. Schützengilde und Königsschießen fehlten nicht; Peter Deutschländer hieß der erste namentlich bekannte Schützenkönig (1563). Die Niederlassung von Juden in der Altstadt war durch Gewohnheitsrecht von altersher ausgeschlossen.

Schon seit 1404 hatte die Stadt das Recht, eine Lateinschule zu unterhalten und ihr den Rektor zu bestellen. Diese bewußt umhegte Schule ist seit der Reformation neben der Kirche der Quell gewesen, aus dem sich das deutsche Leben der Gemeinschaft unerschöpflich erneuern konnte und sollte. Was die Schule begonnen, sollte nach dem Willen weitblickender Männer die deutsche Hochschule vollenden. Da errichtete der Breslauer Domherr Dr. Matthäus Lamprecht (1477—1552), ein Fraustädter Kind, der Wohltäter seiner Vaterstadt, nach dem neuerdings eine Straße benannt worden ist, eine reiche Stipendienstiftung für Fraustädter Musenföhne, und der Enkel Valerius Herbergers, Valerius, der — der letzte seines Stammes — als Student in Königsberg früh verblichen ist, folgte seinem Beispiel. Die staunenswert hohe Zahl der Fraustädter Studenten auf Deutschlands hohen Schulen von 1400—1800 — in Prag und Wien, in Wittenberg, Frankfurt und Leipzig, in Königsberg und Kiel, in Marburg, Straßburg und Basel, in Helmstedt, Groningen und Leiden — ist der reizvollste und schlüssigste Beweis für die geistige Beweglichkeit und den deutschen Willen einer selbstbewußten Gemeinschaft.

Zur Zeit Lauterbachs erlebte Frau-
stadt — wenigstens als unbeteiligter Zuschauer — die bedeutendste und folgen-

reichste Kampfhandlung, die auf dem Boden des Posener Landes ausgefochten worden und als „Schlacht bei Frau-
stadt“ in die Geschichte des Nordischen Krieges eingegangen
ist. Am 13. Februar 1706 schlugen vor den Toren der auf-
schreckenden Stadt, zwischen Geyersdorf und Köhrsorf,
10 000 Schweden unter Kenskjöld 19 000 Russen und
Sachsen unter Schulenburg in wenigen Stunden bis zur
Vernichtung. Der Ausgang der Schlacht erzwang, wie
bekannt, den Frieden von Altranstädt, dessen Inhalt und
Bedeutung der Geschichte angehören. Die Erinnerung an
das kurze, blutige Drama wird noch heute durch eine Grab-
tafel für den auf sächsischer Seite gefallenen jugendlichen
Oberst Ludwig Carl von der Osten-Sacken aus Kurland im
Krippelstein Christi und durch eine Inschrift auf einer zeit-
genössischen Holztafel im Gasthaus Neugrätz festgehalten,
die besagt:

Den Samstag Vor fast NaCht
Habt Gäste stets In aCht.
Jahr und Tag ist hie zu sehen,
Als die große Schlacht geschehen,
Da auf diesen Stuben dielen
Durch das Schwert bis 80 fielen.

(Die lateinischen Großbuchstaben in den beiden ersten Zeilen
ergeben als Zahlen gelesen die Summe: 1706.)

Blieb es auch von ärgeren Kriegsnöten verschont, so hat
doch auch Frau-
stadt die beiden schweren Plagen der mittel-
alterlichen Stadt — Feuer und Pest — in einem für unser
Gefühl entsetzlichen Maße zu spüren bekommen. Von 1400
bis 1650 haben in der Innenstadt und der sogenannten
Polnischen Vorstadt 15 große Brände gewütet. Mehrmals
(1529, 1644, 1685) wurde fast die ganze Stadt vernichtet.
Die letzte Feuersbrunst größten Ausmaßes war endlich die
am 28. August 1801, die die ganze Polnische Vorstadt ein-
schließlich der Neustadt in Asche legte und an furchtbaren
Eindrücken und verheerenden Folgen ihren Vorgängern
nicht nachstand. Von 1542—1656 wurde dazu die Bürger-
schaft sechsmal von der Pest heimgesucht; 1709/10 erlagen
in Alt- und Neustadt nahezu 3000 Opfer der Seuche.

Aber alle Schicksalschläge vermochten weder das fromme
Gottvertrauen der durch „Glaube und Heimat“ eng ver-
bundenen Bürgerschaft zu erschüttern, noch ihre Lebenskraft
abzutöten.

Erst als sich den „Strafgerichten Gottes“ die Folgeerscheinungen der beginnenden Auflösung des polnischen Staates
zugesehnten, als innere Unruhen Handel und Wandel
lähmten, als Plünderungen und Brandschatzungen den
Wohlstand zerrütteten und die Stadt mit Schulden über-
lasteten, als willkürliche Eingriffe in die Selbstverwaltung
den deutschen Charakter des Gemeinwesens antasteten, da
ging es bergab. Noch einmal bedeutete die sogenannte

sächsische Zeit (1697—1763) für die Bürgerschaft wegen der
günstigen Lage an der Hauptverkehrsstraße von Sachsen
nach Polen eine kurze wirtschaftliche Blüte. Namentlich
August II., der Starke, hat auf der Durchreise nach
Warschau die Stadt des öfteren berührt, auch „Reichstage“
(1699, 1719) in ihr abgehalten. Ein gewaltiger Troß von
Mann und Roß und Wagen sammelte sich dann jedesmal
in den engen Mauern, und viel Aufwand wurde vertan.
1738 empfing August III. eine türkische Gesandtschaft, 1755
eine persische im prächtig hergerichteten Frau-
städter Rat-
haus.

Es war in denselben Jahren — das sei hier noch gestreift —
daß die viel umstrittene „Karschin“, die spätere Kün-
derin friderizianischen Ruhmes und Sängerin der Königs-
treue und Vaterlandsliebe im Berlin des Alten Fritz, in
Frau-
stadt ihre schwersten Tage (1749—55) durchlitten hat.
Noch 1775 wurde die zählebige Stadt neben Warschau,
Krakau und Posen unter die größeren Städte der Krone
Polen gerechnet.

Wenige Jahrzehnte nach dem Ende der sächsischen Zeit er-
füllte sich das Schicksal des polnischen Staates. Im
Januar 1793 rückten preussische Truppen in die Stadt; am
7. April wurden die preussischen Adler angeschlagen; Mitte
Oktober besuchte König Friedrich Wilhelm II. von Preußen
auf einer Reise durch die neue Provinz auch die Grenzstädte
Frau-
stadt, Lissa und Rawitsch. Nahezu trostlos war der
Anblick, der sich ihm bot. In Frau-
stadt war die Bevölke-
rung auf 4579 Köpfe gesunken; fast alle (807) Häuser waren
baufällig; 14 standen leer, 62 Baustellen lagen wüst. Aber
der deutsche Charakter der Bewohnerschaft war uner-
schüttert und ungebrochen. Als 1848 die Fragen der Staats-
und Volkszugehörigkeit das Posener Land leidenschaftlich
bewegten, da traten auch die Frau-
städter unerschrocken auf
den Plan und erklärten feierlich, sie wünschten, „mit
Deutschland auch in politischer Beziehung
völlig und unzertrennlich verbunden zu
werden“. Durch eine Abordnung verlang-
ten sie gleich den Lissaern in Berlin Auf-
nahme in den Deutschen Bund und schon
damals Zuordnung zu Schlesien.

Unter der hingebenden Fürsorge ausgesuchter Behörden
erholten sich, wie bekannt, die zerrütteten Landesteile, die
den Segen der Rechtsicherheit und staatlichen Ordnung
lange hatten entbehren müssen. Handel und Wandel hoben
sich wieder. Allmählich, schonend, aber grundsätzlich, wurden
Verwaltung und Rechtsprechung „auf preussischen Fuß ge-
setzt“. Die Stadt erhielt die Magistratsverfassung. Die
Neustadt wurde einverleibt. Ein Landgericht, das wenig-
stens zeitweilig in die Stadt verlegt wurde, brachte der
Bürgerschaft manchen wirtschaftlichen Vorteil.

Der unerwartete Zusammenbruch des preußischen Staates und die wenigen Jahre des Großherzogtums Warschau (1806—1815) vermochten den Aufstieg nur vorübergehend zu hemmen. Zwar brachte die Napoleonische Zeit für Stadt und Land manche Plakerei. Dreimal erlebte man die Durchreise des Korps. Von März bis Dezember 1812 überfluteten die endlosen Kolonnen der „Großen Armee“ alle Straßen. Ihre Einquartierungslisten finden sich noch in Gerichtsbüchern des Fraustädter Landes. Bis zum Fall der von den Franzosen besetzten Festung Glogau (17. April 1814) blieb der Süden des Kreises sodann von russischen Truppen besetzt. Aber am 4. Juni 1815 kehrte das Fraustädter Land unter den preußischen Adler zurück, nachdem auch Kriegsfreiwillige aus seinen Dörfern unter Preußens Fahnen gefochten hatten und gefallen waren. Am 18. Januar 1816 beging die dankbar beglückte Bürgerschaft das Friedensfest.

Noch einmal wurde die neu einsetzende wirtschaftliche Belebung des städtischen Wesens aufs äußerste gefährdet. Die Einführung des russischen Prohibitivsystems (1820), die die Grenzen Rußlands den Posener Tuchen verschloß, vernichtete mit einem Schlage den vornehmsten Erwerbszweig, der im Jahre 1800 immer noch 200 Tuchmacher, Tuchbereiter und -händler beschäftigt hatte. Manche wanderten nach Rußland (Lodz) aus. Vielfache Versuche, andere Handwerksbetriebe selbsthaft zu machen, fruchteten nicht.

Dennoch hoben sich langsam unter der fürsorglichen Betreuung der Posener Verwaltung Wirtschaft und Wohlstand. Zu dem schon 1793 eröffneten Postamt traten Amtsgerecht, Garnison, eine staatliche höhere Lehranstalt und später ein stark besuchtes katholisches Lehrerseminar mit Internat. 1845 wurde die Sparkasse gegründet, die, mit der Kreissparkasse zusammengelegt, sich zu einem leistungsfähigen Geldinstitut entwickelt hat; 1857 die Eisenbahn Glogau-Fraustadt-Lissa in Betrieb genommen, der 1913 die Nebenstrecke Fraustadt-Schlesiersee angeschlossen wurde; 1881 endlich wurde die Zuckerfabrik ins Leben gerufen, das einzige großgewerbliche und damit für die Stadt lebensnotwendige Unternehmen.

Aus der Kulturgeschichte Fraustadts im 19. Jahrhundert sind zwei Namen nicht wegzudenken: Hermann Hager und Robert Musiol, ein Wissenschaftler von Bedeutung und ein Musiker von Rang. Jener, Besitzer der Stadtapotheke von 1842—1859, ist jedem Berufsgenossen als der Schöpfer der deutschen pharmazeutischen Wissenschaft, als der „Altmeister der Pharmazie“ bekannt. Dieser, Lehrer in Röhrsdorf bei Fraustadt und sodann Kantor und Chorleiter an der Pfarrkirche († 1903), ist allen Sängern zum mindesten als Komponist des gern gesungenen Liedes „Übers Jahr, mein Schatz“, der Musikersunft insonderheit

aber als Schöpfer zahlreicher, geistlicher und weltlicher Kompositionen und als Verfasser musikgeschichtlicher und musikkritischer Werke vertraut.

Konnte die Stadt somit unter grundstürzend gewandelten Verhältnissen die alte wirtschaftliche und kulturelle Stellung neben Glogau und dem schnell aufstrebenden Lissa nicht behaupten, so blieb sie doch der natürliche Mittelpunkt eines gepflegten, ausgeglichenen, ländlichen Lebenskreises und erfreute sich eines gesicherten und geruhamen Wohlstandes, bis Krieg und Frieden sie zu Tode trafen.

Das Fraustädter Land hat die Geschichte der Stadt durch die Jahrhunderte in guten und bösen Tagen geteilt. Von deutschen Bauern fränkischen und thüringischen Stammes vom 13. Jahrhundert an einst aufgesiedelt, haben alle Ortschaften des kleinen Gebietes von Anfang an deutschen Charakter getragen, nicht nur diejenigen, die durch ihre Namen auf -dorf sich als zweifelsfrei deutsch erweisen, sondern auch die, deren Bewohner alte slawische Flurnamen zur Bezeichnung ihrer Siedlung einst übernommen haben. In diesem Zusammenhange ist es reizvoll, zu wissen, daß die erste Erwähnung (1210) der Ansiedlung deutscher Bauern nach deutschem Recht im Posener Lande in einer Schenkungsurkunde für ein zu gründendes Zisterzienserkloster sich auf unsere Heimat bezieht, und daß darin unser Dorf Pritschen zum erstenmal genannt wird, das dann 1273 durch den Lokator Walthar nach deutschem Recht umgestaltet wurde.

Auch in polnischer Zeit scheint das Fraustädter Land eine gewisse staatsrechtliche Selbständigkeit genossen zu haben; jedenfalls behielt es trotz seiner geringen Ausdehnung die Staroste. Die ursprünglichen Grundherrschaften entstammten rühmlichst bekannten schlesischen Adelsgeschlechtern, den Abschat, Kottwitz, Nostiz, Seher-Thopf. Die in der heimatischen Überlieferung oft erwähnten Kottwitz zum Beispiel haben Jahrhunderte hindurch in Attendorf, Gurschen, Meyersdorf, Kabel, Ulbersdorf und Jedlitz gesessen. Herberger, ihr gern gesehener Gast, hielt ihren Angehörigen die Grabreden. Wo in späteren Jahrhunderten vorübergehend und vereinzelt polnische Grundherrschaften auftraten, blieben rechtliche Stellung und Wesen der Bauernschaften nachweisbar durchaus unberührt. Die Dörfer hatten die deutsche Verfassung: Scholz und Schöppen saßen im „Namen der heiligen Dreifaltigkeit“ und im Einvernehmen mit der Grundherrschaft zu Gericht. Der Bauer war Herr seines Besitzes, den er verkaufen und vererben konnte. Die zahlreich erhaltenen, zum Teil bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichenden Schöffenbücher aus Attendorf, Gurschen, Meyersdorf, Hinzendorf, Kabel, Kursdorf, Lissen, Röhrdorf, Tillendorf, Weigmanssdorf, Jedlitz sind ausnahmslos deutsch geschrieben und sprechen die



Sprache des Schlesiens. Alle Sippennamen sind deutsch. Das Schöffenbuch von Tillendorf (ab 1517) ist das älteste des Posener Landes.

Mit der Stadt traten die meisten Dorfschaften der Reformation bei; die wohlbekannte Reihe ihrer zum Teil nennenswerten Pfarrer ist ohne Ausnahme deutschen Blutes. Katholisch, aber deutsch blieben die geistlichen Dörfer Kursdorf, Kandlerau, Hinzendorf, die seit 1307 dem Kloster der Klarissinnen in Glogau gehörten; deutsch waren und sind, wie ihre Gemeinden, die rekatholisierten bzw. katholischen Kirchen in Geyersdorf, Köhrschorf, IJgen, Lissen, Oberpreitschen, Tillendorf. Polnisch durchsetzt war nur der Kreisteil jenseits der IJgener Seen im Lebenskreise der einstigen Klöster Fehlen und Priment, der erst später zum Fraustädter Land geschlagen worden ist.

Im deutschen Großteil des Kreises war der polnische Einschlag bis um die Jahrhundertwende bedeutungslos. Erst seit dieser Zeit entwickelten sich mit dem Anstieg des polnischen Nationalgefühls und der polnischen wirtschaftlichen Kraft in fast allen wesenhaft deutschen Landgemeinden meist geringfügige, selten beträchtlichere polnische Minderheiten.

Das Fraustädter Land ist reich an alten, ehrwürdigen Dorfkirchen und auch der landschaftlichen Schönheiten keineswegs bar. Das bekannteste Wanderziel ist der wundervoll gelegene IJgener See unmittelbar an der Reichsgrenze,

dessen „Seebad“ in heißer Sommerzeit viele Tausende anlockt.

Der Weltkrieg fand auch die Heimat zu jedem Opfer bereit. Fast 800 Kämpfer aus dem alten Kreisgebiet, darunter 268 aus der Stadt, blieben auf dem Felde der Ehre.

Als nach dem Zusammenbruch um Weihnachten 1918 der polnische Aufstand in der Provinz ausbrach, erkor sich die Bürgerschaft gleich den anderen Städten des Südpöser Randgebietes einen „Volksrat“, schloß sich der freiwilligen Abwehr an, die in Lissa und Rawitsch ihre Hauptstützpunkte hatte, und blieb dadurch vor feindlicher Besetzung bewahrt. Haben auch größere Kampfhandlungen im Abschnitt Fraustadt nicht stattgefunden, so haben doch die Fraustädter an der Verteidigung der Heimat ehrenvollen Anteil gehabt.

Am 10. Januar 1920 trat der Machtspruch aus Versailles in Kraft. Am 16. Januar, abends, durchfuhr der letzte fahrplanmäßige deutsche Zug aus Lissa, mit Flüchtlingen vollgepfropft, den Bahnhof Fraustadt. Am 17. früh rückten die Ketten des in Lissa liegenden Grenzschildes durch die aufschreckende Stadt. Polnische Truppen besetzten sofort die ausgelieferten Gebiete. Schlagbäume gingen nieder.

Noch einmal machten deutsche Stellen in langen Verhandlungen mit der Grenzfestsetzungskommission verzweifelte Anstrengungen, Volkszugehörigkeit und wirtschaftliche Lebensnotwendigkeiten geltend zu machen. Noch einmal

wurde von privater Seite der Versuch unternommen, den wertvollen Luschwitzer Forst und die unmittelbar an den Restkreis stoßenden Dörfer Neulaube, Dt. Jeseritz, Nischeln und Barga, die zusammen einschließlich der Gutsbezirke eine deutsche Mehrheit von 70 Prozent aufwiesen, für die deutsche Seite zu retten. Es gelang nur, das schon besetzte Geyersdorf zurückzugewinnen. Ohne Rücksicht auf Volkzugehörigkeit oder Sprachgrenze, ohne Rücksicht auf den doch gewiß sehr nachdrücklich bewiesenen Willen der Bevölkerung, ohne Rücksicht auf wirtschaftliche, kulturelle, kirchliche Zusammenhänge wurden die Grenzsteine gesetzt. Fraustadt, obwohl an seinem Stadtgebiet unangetastet, war an seinem Lebensnerv getroffen. Der Norden und Osten des Kreises fiel an Polen. Von 47 720 Hektar Kreisfläche (1910) wurden 17 250 Hektar abgetrennt, von 28 914 Einwohnern wurden 9048 Angehörige des fremden Staates. Von 40 Landgemeinden mit 28 200 Hektar gingen 18 mit 10 300 Hektar, von 29 damaligen Gutsbezirken 8 verloren. Fast die Hälfte kaufkräftiger und kaufwilliger bäuerlicher Kundschaft fiel fortan für den städtischen Markt aus.

Nachdem der Strom der Posener Flüchtlinge, die zunächst in der überfüllten Stadt verzweifelt Obdach und Brot gesucht, abgeflissen war, traten die Folgen der neuen Grenzlage unverhüllt ans Licht. Die Garnison kehrte nicht zurück. Das stark besuchte Lehrerseminar schloß seine Pforten. Die zeitweilig untergebrachte Schupo-Hundertschaft wurde abgerufen. Der Markt verödete, Handel und Wandel erlahmten, Baugeschäfte, Schlossereien, Tischlereien, Ziegeleien, Scheidemühlen verkümmerten, zwei Maschinen- und zwei Zigarrenfabriken legten still. Das böse Wort „abgeschrieven“ ging um.

Gewiß ist seit der Gründung der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, die am 21. Juli 1922 aus dem einheitlichen Willen der Bevölkerung geschaffen wurde, vielerlei gesorgt und mancherlei getan worden. Vor allem darf der Stärke, so bitter vermißt, politische, kulturelle und moralische Rückhalt nicht vergessen werden, den die Aufrichtung des bewußten Zusammenhalts der Grenzer für alle bedeutete. Selbstbesinnung und Wille zur Selbstbehauptung regten sich erfreulich. Unter der entschlossenen Führung des ersten Landrats **Dolkening** wurden dringliche Notwendigkeiten angepackt. Der verstümmelte Kreis schuf seiner Verwaltung für ihre ausgebreiteten Aufgaben ein neues Heim. Der katholischen Volksschule wurde das Seminargebäude eingeräumt, eine stattliche evangelische Schule, eine Landwirtschaftsschule, ein vorbildliches Feierabendhaus wurden gebaut. Die Stadtverwaltung erstellte eine erhebliche Anzahl neuer Wohnhäuser. Neuerdings ist mit gutem Erfolge Stadtrandbesiedlung in Angriff genommen worden, so daß der Wohnungsnot wirksam begegnet wurde. Es ist gelungen,

die Zuckerfabrik zu erhalten und soweit zu fördern, daß wenigstens für einige Monate im Jahr Arbeit und Brot für hunderte von Volksgenossen gesichert erscheint. Die freigewordene Kaserne hat eine Arbeitsdienstabteilung bezogen, ein Arbeitslager des weiblichen Arbeitsdienstes wurde eingerichtet. Die höhere und die Mittelschule konnten trotz schwindender Schülerzahl unter Opfern bisher erhalten werden. Der Bau eines Sportplatzes mit Badeanstalt und der eines Finanzamtes sind im Gange. Dem äußeren Stadtbilde wird alle erdenkliche Sorgfalt zugewendet. Dem bodenständigen Handwerk hat man auswärtige Aufträge vermittelt; gelernte Arbeiter hat man durch „Fortvermittlung“ fernhin an Brennpunkten wirtschaftlichen Lebens untergebracht. Die Nachweisungen der „Stadt- und Kreissparkasse“ künden von steigendem Verdienst und erfreulichem Spartrieb. Auch an kultureller Bemühung und Bewährung fehlt es nicht. Theater, Musikleben und Vortragswesen, einst zu Posener Zeit das Aufgabengebiet der „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“, werden von den Organisationen der KdF. fleißig und mit Erfolg betreut. Vor kurzem trat das „Volkswbildungswerk“ ins Leben. Eine ansehnliche, leistungsfähige Volksbücherei steht zur Verfügung. Der „Verein für Erforschung und Pflege der Heimat“ hat 1921 mit sehr erheblicher staatlicher Unterstützung ein beachtliches Heimatmuseum geschaffen, dem ein Heimatarchiv mit viel beanspruchter sippenkundlicher Auskunftei und eine sehr reichhaltige wissenschaftliche Heimatbibliothek angeschlossen sind. Wissenschaftler, Bücherfreunde, Sippenforscher, besinnliche Leute können in der kleinen Stadt ungeahnte Schätze entdecken. Da sind das Herberger-Archiv des genannten Vereins, das einzige seiner Art, die 300 Jahre alte, von Herberger selbst stammende Bibliothek des Kripplein Christi mit Handschriften Herbergers und seines Biographen und im stimmungsvollen Turmzimmer der sehenswerten Klosterkirche eine alte geistliche Bibliothek, in der selbst sogenannte Wiegendrucke nicht fehlen.

Aber noch liegt es wie Meltau auf dem wirtschaftlichen Leben. Leere Schaufenster, geschlossene Läden sprechen eine unüberhörbare Sprache. Die bedenklichste Folge wirtschaftlichen Notstandes, Schrumpfung der Bevölkerung durch Wanderungsverlust, macht sich schmerzlich bemerkbar. Die Folgen des Unfriedens von 1920 sind noch nicht verwunden.

Nun geht der Wunsch der Männer von 1848 in Erfüllung. Die alte Stadt kehrt mit ihrem Lebenskreise zurück zu dem deutschen Gau, aus dem sie vor beinahe 600 Jahren hatte scheiden müssen, arm an materiellen Gütern, aber reich durch eine stolze kulturelle Überlieferung und durch eine in 700jähriger Geschichte erwiesene treue, deutsche Gesinnung. Schlesien erhält einen Zuwachs an eigenem Blut.

STADT IM WEINKRANZ

VON HANS-GEORG REHM

Es hat so jede Stadt ihre Eigenarten: bei der einen sind es die vielen Schuhmacher oder Gerber, bei der anderen die besonders wohlgeschmeckenden Würstchen, bei der dritten die sauren Gurken, und bei Grünberg ist es der Wein. Es kommt aber nicht sehr oft vor, daß diese Eigenart der Stadt zu einem besonderen Fest verhilft, man hat zum mindesten noch kaum von einem Gerber- oder von einem Sauren-Gurken-Fest gehört. Vom Weinfest in Grünberg hat man bestimmt schon gehört, wofern man nicht zu jener süß-sauren Art zählt, die dem Leben immer nur die Schattenseite abgewinnen, und von denen zu sprechen lohnt es uns hier nicht, denn wir wollen doch vom Grünberger Weinfest reden, und dort trifft man diese Art bestimmt nicht an.

Ja der Grünberger Wein! Es ist ein alter Brauch, mit den Mundwinkeln zu zucken, wenn man von ihm reden hört, und wer das tut, der kann es auch mit gutem Gewissen, denn er hat in seinem Leben doch noch keinen Grünberger getrunken, und das alte Sprichwort hat immer noch seine Wahrheit: „Wat de Buer ne kennt, dat freit he ni!“ Der Grünberger will mit Verstand getrunken sein. Er ist nicht der Wein, den man im Abendanzug zu nippen pflegt. Der Grünberger ist ein volkstümlicher Gefelle, er will am liebsten beim Weinschank getrunken sein, dort wo arm und reich, jung und alt durcheinandersitzt in der bunten Republik des Frohsinnes oder am Ende ist es sogar ein Königreich, wie das des Prinzen Karneval! Ein Mädchenkönigreich: Alle sind gleiche und freie Bürger und der Wein ist der Herrscher.

Weinschank, schon das Wort stößt auf fragende Gesichter. Ja, einen Weinschank gibt es hier, genau wie es am Rhein einen gibt, an der Mosel und an der Donau. Aber wenn sie dort einen grünen Buschen Laub herausstrecken als Zeichen, daß dieser oder jener Bauer heut Wein ausschenkt, so hat Grünberg ein noch viel schöneres Zeichen des Weinschankes, den Weinkranz. Das ist ein großes Tellergeflecht

aus Weidengerten, das der Weinbauer an einer Fahnenstange herabhängt, und kaum beginnt es im Winde lustig zu wehen, da sammelt sich um ihn auch schon ein lustiges, durstiges Volk, wie die Bienen um einen blühenden Lindenbaum.

Da kommt der alte Philosoph des Weines, schnuppert erst vorsichtig am Glase, läßt genießerisch und bedächtig den ersten Schluck über die Zunge rollen, schließt die Augen und meint nach einer Gedankenpause: „Der Wein ist gut!“ Da kommt aber auch der junge Genießer, der Weinsäugling, und beginnt in langen, ausdauernden Zügen den Wein zu trinken, ein Glas und noch ein Glas und dann wieder eines und wundert sich dann zum Schluß, wenn er nicht mehr vom Stuhle aufstehen kann. Ja, ja der Grünberger, er kann eben auch seine Tüden haben für den, der ihn unterschätzt.

Nun soll man nur nicht glauben, daß unsere Stadt ausschließlich nur vom Weintrinken lebe. Im Gegenteil, es ist ein fleißige Stadt, und der größte Teil ihrer Bewohner schafft sich Lohn und Brot in den Werken der Industrie, die hier in großer Zahl vorhanden sind. Aber so wie eine Landschaft von der Abendsonne ihren ganz besonderen Reiz erhält, wie sie von ihr den Rosenduft der Farbe empfängt, so empfängt Grünberg sein besonderes, eigenartiges Gepräge vom Wein. Andere Städte zeichnen sich aus durch Mauern und Türme, durch Hügel und weite Wälder, die sie einschließen: All das hat Grünberg auch. Es ist die lachende Hügelstadt, eingebettet in die langen Heidehügel, die unsere ganze niederschlesische Heide beleben, aber der Fleck, auf dem die Stadt selbst liegt, dies weite, ausgesparte Stückchen hellen Grüns inmitten der geheimnisvollen Wälder, das ist auf einmal keine Heide mehr, das ist ein lachendes Weinland.

Schwarze Holzhäuschen, einstöckig, mit vierfach gewaltem Dache und einer großen Veranda krönen fast jeden der Hügel, die unsere Stadt einbetten. Das sind die Wein-

häuschen, die sich vor mehr als einem Jahrhundert die ehrsamten Bürger von Grünberg erbauten, wo sie ihren Wein tranken und auch die Geräte abstellten, die zur Arbeit in dem Weinberg nötig waren, und der Weinberg macht viel Arbeit!

Da muß gehackt, gejätet und gespritzt werden, tage- und wochenlang in glühender Sonne, da sieht man ängstlich auf jedes Wölkchen, das am Himmel auftaucht, und fürchtet, daß ein einziger Hagelschlag die Frucht eines ganzen Jahres zerschlage. Wenn dann aber die letzte Bütte voller goldener oder blauer Trauben in die Kelter geschüttet worden ist, dann ist all die Not und Mühe vergessen, dann sitzen Winzer und Bürger froh vereint und freuen sich des Segens, den ihnen das Jahr bescherte.

Dann kommt der Tag, wo man auf 50 Kilometer im Umkreise hören kann: In Grünberg ist Weinfest! Plakate rufen es von den Anschlagssäulen der Nachbarstädte, Autobusse in nicht enden wollender Reihe rollen auf den Straßen, die Züge sind überfüllt, und wer immer noch einen Zweifel hegen möchte, der wird belehrt, wenn er an den grün-gelben Schlagbäumen steht, die die Zufahrtsstraßen zum Markte sperren. Heute müssen die Automobile schon einen Umweg machen, heut ist Weinfest, heut ist der Marktplatz seiner ernstesten Aufgaben enthoben, heut hat er frei, genau so wie die vielen lustige Menschen, die sich auf ihm ihres Daseins und des Weines freuen. Zelte spannen sich rings um den weiten Platz, ein einsames Fäßchen lehnt an dem Schild „Parken verboten“, und zwischen dem Rathaus und den Bürgerhäusern hängen bunte Lampions an Drähten, die man über den Tischen der dauerhaften Zecher angebracht hat. Eine Winzerkapelle in ihren bunten Trachten spielt lustige Weisen, und dann — ja das ist eben das Besondere an dem Weinfeste. Gewiß, mangelt es nicht an Darbietungen, sie sind sogar in reichlicher Fülle vorhanden, aber die Darbietungen machen noch lange nicht das Weinfest aus. Das tut vielmehr der Wein, und der Wein ganz allein, er gibt dem Fest sein Gesicht, so wie er der Stadt sein Gepräge aufgedrückt hat. Das macht, daß der Wein hier gewachsen ist, hier in der Nebenstadt des deutschen Ostens, der Mensch und der Wein, sie sind beide

hier erwachsen, und wer auch noch so fremd herkäme, er wird mitgerissen von diesem Gleichklang und fühlt sich auf einmal so, als sei er nie irgendwoanders gewesen, als sei er hier zu Hause.

Dem Ratsturme grüßt der Weinkranz. Er zeigt sich hier als das, was er seinem letzten Wesen nach ist: Das Wahrzeichen der Stadt. Hell erleuchtet schaut der würdige Helm des alten Turmes herab auf das bunte Treiben, und es ist als sei dies Ganze nicht Wirklichkeit, als sei es ein lebend gewordenes Bild von Meister Spitzweg.

Natürlich darf der Tanz nicht fehlen: und so wird auf der Tanzfläche, die auf dem Markte aufgebaut ist, getanzt, aber die Tanzfläche wird leicht zu klein, und wo der Wein regiert, ist man gar nicht so wählerisch, man tanzt auf den Bürgersteigen oder auf den Steinen des Marktplatzes, wie es nun einmal gerade kommt. Das dauert so lange, bis der Himmel am östlichen Horizont sich fahl färbt, bis einer nach dem andern verstoßen zu gähnen beginnt und sich unter Überwindung auch der breitesten Straßen nach Hause begibt. Dann kräht allerdings schon der Hahn, und die raschelnden Papierseken setzen den Tanz der Menschen fort, bis sie vom Besen erfaßt in einem handlichen Stadtkarren verschwinden.

Nun, mein Freund, ich sehe dir an, du bist aufgeklärt über das Weinfest, aber du bist gescheit, du weißt genau, daß das schönste Fest nichts wert ist, wenn es nicht zum mindesten 200 Jahrestage aufzuweisen hat, wenn es nicht „historisch“ ist. Nein, schade, das Weinfest ist absolut nicht historisch, es ist jünger als der jüngste Zecher, der des Morgens mit schweren Schritten nach Hause wankt. Aber sei zufrieden, im Grunde ist das Fest dennoch uralte, denn was ist es denn anders als ein großer Weinschank, bei dem sich nun nicht einmal nur ein paar Dutzend, sondern ein paar hundert Menschen zusammenfinden. Also laß heut mal die Historie daheim, lausch lieber auf die Hörtörchen, die dir dein würdiges Gegenüber erzählt, oder vielleicht erlebst du gar einen netten kleinen Roman für den Hausgebrauch mit deiner hübschen Nachbarin, die dir gerade über das volle Glas zulächelt. Und das ist bestimmt nicht die schlechteste Lösung.





Sagan: Klosterhof
Aufn. Anita Adrian





Beuthen a. d. Oder: Giebelhäuser am Markt · Aufn. K. F. Klose — Glogau: Madonna von Lucas Cranach



Lissa i. Pos.: Rathaus

DIE REISE NACH SAGAN

VON TRAUD GRAVENHORST

Gelangweilt dehnte er jetzt die Glieder, diese Reise wollte kein Ende nehmen. Das kleine Nest namens Sorau hatte man hinter sich, nun mußte doch endlich Schlesien kommen, das vielberühmte Schlesien, um dessen Besitz der große Seigneur von Preußen mit solcher Energie zehn Jahre Krieg geführt hatte. Er nahm die Karte zur Hand und das Vergrößerungsglas und suchte sich seine Reiseroute. Natürlich, man war bereits im Herzogtum Sagan.

Soweit war der Herr von Talleyrand in seinen Gedanken gekommen, als ein plötzlicher Ruck den Wagen zum Stehen brachte. Die Heidenucken sprangen von ihren Sitzen, jetzt kletterte auch der Kurier vom Bock und meldete, der vordere Achsenarm schiene angebrochen zu sein.

Der Fürst stieg aus dem Wagen und hielt Umschau. Man befand sich auf freier Strecke, fern von jeder Ortschaft, rechts Wald, links ein großes Feld, in der Ferne ein Bauer, der pflügte.

„Wie weit ist es bis in die Stadt Sagan?“ fragte er den Kutscher.

„Höchstens eine gute Postmeile, Durchlaucht.“

„Schön, das fahren wir im Schritt bis in die Stadt und bitten die Herzogin von Kurland um Unterkunft. Die Achse wird in Sagan erneuert. Wir reisen dann erst morgen weiter.“

Während die Dienerschaft um die Kalesche bemüht war und der Kutscher versuchte, die angebrochene Stelle im Holz mit Strippen zu befestigen, kam der Gepäckwagen mit dem Sekretär und dem Kammerdiener Sr. Durchlaucht angerollt. Ehe der Sekretär begriffen hatte, daß der Wagen hielt, stand der Fürst an dem Schlag. Erschrocken streckte Herr Dr. Maillard den Kopf zum Wagenfenster hinaus. Sein rotgeschlafenes Apfelgesicht bemühte sich, möglichst intelligent auszusehen und mit devotester Miene die Befehle seines Herrn entgegenzunehmen.

„Maillard, Sie fahren voraus, erkundigen sich nach dem Schloß Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin von Kur-

land — es soll unmittelbar bei der Stadt Sagan liegen — und überreichen dort meine Karte. Selbstverständlich mit vielen Entschuldigungen der späten Stunde wegen. Wir hätten unterwegs Malheur gehabt und bäten untertänigst um Aufnahme für die Nacht. — Sie können noch hinzufügen, ich brächte Grüße von Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland.“

Herr Maillard verneigte sich dienstfertig im Wagen. Die Aussicht, bald in ein Quartier zu kommen, und sicherlich in kein schlechtes, war ihm nicht unangenehm. Er winkte eilig dem Kutscher, die Pferde zogen an und ratterten mit dem Wagen davon.

Der Fürst ging unterdessen ein paar Schritte auf der Landstraße auf und ab. Der Zufall, dachte er, kam ihm ja auffallend entgegen. Er verschaffte ihm mit dem Achsenbruch einen ausgezeichneten Vorwand und ersparte ihm eine Ausrede, um in Sagan seinen Besuch zu machen.

Der Kutscher meldete, der Schaden wäre so weit behoben, und es könne vorsichtig weitergefahren werden. In sichtlich besserer Stimmung stieg der Fürst wieder ein, er freute sich auf sein Reiseziel.

In aller Eile machte er jetzt, so gut es während des Fahrens ging, mit Hilfe von kölnischem Wasser und einem kleinen Handspiegel Toilette; denn die Fahrt ging ihrem Ende zu. Der Wagen rumpelte bereits über die Katzenköpfe des Saganer Pflasters. Kleine, geduckte Stadthäuser versperrten den Ausblick auf Landschaft und Himmel; schmale Gassen, dumpfige Luft, wenige Menschen, ein paar, die neugierig stehenblieben, eine Kleinstadt wie viele.

In der Ferne tauchte auch schon Herr Dr. Maillard wieder auf, er kam eilig, mit fliegenden Rockschößen die Straße heruntergelaufen und verbeugte sich ganz ergebenst vor dem Wagenschlag. Er meldete, daß man nur um die Ecke zu biegen brauche, dann sähe man bereits das Parkgitter des fürstlichen Schlosses. Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin, befänden sich zur Zeit auf Reisen, aber die Haus-

hofmeisterin, Baronin Dönhof, und die jüngste Prinzessin Tochter wären zugegen und bereit, Durchlaucht zu empfangen. Sehr zufrieden mit dieser Botschaft, öffnete der Fürst den Wagenschlag und nötigte seinen Sekretär, ihm gegenüber im Wagen Platz zu nehmen.

Schloß Sagan lag in tiefstem Frieden, fern von allem politischen Getöse inmitten der herbstlichen Pracht seines Parkes, als der hohe, schwere Reisewagen des Fürsten Talleyrand über die gelbe, mit Putten besetzte Sandsteinbrücke in den Schloßhof knirschte.

Der nächste Morgen brachte abermals strahlenden Sonnenschein. Der Fürst stand am geöffneten Fenster seines Schlafzimmers, polierte seine Fingernägel und sah immer wieder mit leuchtenden Augen und heiterem Lächeln über die grünen Rasenhänge und die riesigen alten Bäume des Parks. Ganz leise war das gurgelnde Plätschern von Wasser zu hören, das von der schmalen, silbernen Linie im Hintergrunde kam und diese spinnende Ruhe wunderbar belebte.

Karl Moritz von Talleyrand spürte ein Wohlbefinden wie seit Jahren nicht. Alle Melancholie, aller Ärger, alle Schmerzen waren wie weggeblasen. Er hatte wundervoll geschlafen, ganz leicht mit angenehmsten Träumen in dem schönen, großen Mahagoni-Bett unter dem blaugrauen, silbrig besternten Damasthimmel. Das luftige, geräumige Schlafzimmer hatte ihm gleich sehr gefallen. Es war nach neuesten Grundrissen klar und übersichtlich eingerichtet, die Möbel im modernen griechischen Stil, die Wände ohne Bespannung, einfarbig getönt. In dem angrenzenden kleinen Gemache hatte ihm sein Kammerlakai das Bad zurechtgemacht, ihn dann massiert, und nun war er fast fertig angekleidet. Ein Diener des Hauses brachte den Morgenkaffee auf silbernem Tablett und bestellte in schwerverständlichem Deutsch, Ihre Durchlaucht, Prinzessin Dorothea, hätten die Absicht, auszureiten, ob es Sr. Durchlaucht genehm wäre, mitzureiten, da der durchlauchtigste Reisewagen doch vor 4 Uhr nachmittags nicht fertig sein würde.

Der Fürst mußte über die Redewendung lachen, er war überhaupt in wunderbarer Laune. Leutselig bedankte er sich bei dem Diener, klopfte ihm auf die Schulter und steckte dem erstaunten Alten einen Napoleondor in die gallionierte Tasche.

„Bestell Er Ihrer Altesse, ich stände in zehn Minuten zur Verfügung.“

Dann setzte er sich, um zu frühstücken.

War es nicht alles wie ein Traum hier in Sagan? Dieses erfrischte Erwachen heute morgen, das himmlische Wetter, der wunderbare Blick in den Park und die Aussicht, mit der schönsten aller Frauen stundenlang auszureiten! Zu

reiten und nicht zu gehen. Auch das war unbeschreiblich günstig; denn beim Reiten sah man den kleinen Schönheitsfehler seines Ganges nicht, und er wirkte insofgedessen nie so vorteilhaft wie zu Pferde.

„Alphonse, die Reitstiefel!“

Wie bezaubernd die Prinzessin gestern abend ausgesehen hatte! Sie war zart in den Schultern und höchstens mittelgroß. Das Auffallendste an ihr waren die Augen, diese sehr schmalen, blauen, langbewimperten Augen, die zusammen mit dem Elfenbein-Timbre der Haut und der braunen geraden Linie des Haaransatzes eine berückende Farbenkomposition bildeten. Er hatte bei ihrem Anblick sofort den Eindruck großer Kostbarkeit gehabt. Gestern abend trug sie ein Kleid aus naturfarbenen Spitzen mit einer kleinen Küsche um den viereckigen Ausschnitt, hoch gegürtet nach neuester Mode. Das tabakfarbene Haar wippte in einer einzigen Locke über der Stirn und war von einem saphirfarbenen Band zusammengehalten. Raffinierterweise hatte das Band genau dieselbe Nuance gehabt wie ihre Augen.

Der Fürst stand auf, er fuhr eilig in den grünen Reitrock und griff nach der Gerte.

Er schritt den langen, weißen, mit einem dicken, roten Teppich belegten Gang entlang, der am Ende eine Biegung machte, und stand unversehens vor der Prinzessin, die schon im Reitkleid, den faltigen Rock über dem linken Arm, den kleinen schwarzseidenen Dreimaster auf dem Kopf, an ein Fensterbrett gelehnt auf ihn zu warten schien. Überrascht und vor Freude fast verwirrt, verneigte er sich zum morgendlichen Handkuß.

Wenige Minuten später setzte sich die Kavalkade hufklappernd in Bewegung. Vornweg ritt die Prinzessin, rechts von ihr der Fürst. In einigem Abstand folgten Graf Dohna und Dr. Maillard, und in einer weiteren Entfernung schlossen sich zwei Stalldiener dem Zuge an.

„Ich will Ihnen ein Stückchen von unserem Lande zeigen, Fürst“, sagte die Prinzessin.

„Seht gnädig, Altesse, ich freue mich ungemein.“

„Wie haben Sie geschlafen bei uns — und geträumt?“

„Vorzüglich, Altesse, ich bin dem Schicksal für den Achsenbruch außerordentlich dankbar.“

„Sonst wären Sie nicht zu uns gekommen?“ fragte die Prinzessin. Ohne den Kopf zu wenden, schielte sie ein bißchen zu ihrem Gast hinüber.

„Vielleicht doch“, antwortete der Fürst, „nur hätte ich meinen Besuch auf meine Rückreise verschoben.“

Leise war das Knirschen der Sättel zu hören, angenehm vermischte sich der Duft des Leders mit dem herbstlichen Geruch der Erde und des Waldes. Sie ritten eine Weile

schweigend nebeneinander her, dann begann die Prinzessin wieder:

„Sehen Sie, fürst, unser Land bietet nichts Besonderes, dafür haben wir es auch ganz für uns allein. Es ist wunderbar einsam.“

„Sie langweilen sich nicht, Alteſſe?“

„Nein, ich liebe Sagan, ich bin die einzige unserer Familie, der es wirklich ans Herz gewachsen ist. Meine Schwestern, als sie noch unverheiratet waren, sehnten sich im geheimen nach Kurland zurück, und Mama liebt Löbichau mehr, weil es näher bei Weimar liegt. Ich bin hier aufgewachsen und weiß nichts von Mitau, für mich ist Sagan die Heimat. Ich liebe alles hier, die Felder und den Wald, die Leute und den Park und das Schloß. Im Park ist die Orangerie am Bober Mamas Werk, ich führe Sie heute nachmittag dorthin — falls es Sie interessiert.“

„Ich freue mich ungemein darauf, Alteſſe!“

„Sehen Sie dahinten, fürst, die lange dunkle Linie, das ist der Grenzwald, bis dahin reicht unser Besitz.“

„Ja, ich sehe, Prinzessin, ein wunderschöner Besitz.“

Das Gelände stieg etwas an, die Pferde schnaubten durch die Nüstern, der kleine drahtige Hengst, den die Prinzessin ritt, biß spielerisch ins Zaumzeug. Der fürst wäre am liebsten ohne zu reden immer so weiter und weiter geritten, nur erfüllt und beglückt von ihrer Atmosphäre, im Genusse des schönen Herbstvormittags, der ungestörten Landschaft, die er, und wäre sie öde und verlassen gewesen wie die russische Steppe, unbeschreiblich anziehend fand. Die Prinzessin begann nun wieder mit einem kleinen Seufzer:

„Es ist traurig, in politisch so aufgeregten Zeiten leben zu müssen. Für diesen Winter war mein Debut in Berlin geplant. Ich hatte mich sehr auf das Theater und die Konzerte gefreut. Aber meine Mutter hat unser Palais in Berlin der Besatzung wegen verkauft, und so werden in diesem Winter für mich wohl nur ein paar dumme Tanzereien in Breslau herauskommen.“

„Daß der Krieg Ihr Programm so zerstört hat, bedaure ich aufrichtig, Alteſſe. — Was die politisch aufgeregten Zeiten anbelangt, so möchte ich mir erlauben zu bemerken, daß eigentlich alle Zeiten politisch aufgeregter sind. Gibt es keine Kriege, dann sorgt das Leben schon für Abwechslungen, die ebenso unerfreulich sind.“

„Übrigens, Prinzessin, was halten Sie von dem Kaiser der Franzosen?“

„Nun, da Sie mich fragen, Herr von Talleyrand, muß ich Ihnen ja antworten; ich habe bis jetzt vermieden, davon zu sprechen. Im Vertrauen gesagt, fürst, wir wollen nichts von ihm wissen. Mama spricht immer nur von dem

kleinen Artillerieleutnant, und ich kenne ihn bloß von Bildern, und da muß ich sagen, Männer mit so kurzen, entschieden etwas krummen Beinen liegen mir nicht. Nein, wir sind aus Begeisterung für Friedrich den Großen nach Preußen gegangen, und gerade deshalb empfinden wir die Schicksalschläge Preußens doppelt schwer.“

„Das kann ich verstehen, Prinzessin, König Friedrich war für sein Land ein idealer Herrscher, und viel Unglück kommt im Leben von der Kurzlebigkeit der Genies. Aber, Prinzessin, jede Zeit hat auch ihre guten Seiten. Voltaire — ich gehöre zu seinen Bewunderern — Voltaire hat einmal gesagt: ‚Qui n'a pas l'esprit de son âge, de son âge a tout le malheur‘. Sehen Sie, man könnte ebensogut sagen: ‚Qui n'a pas l'esprit de son temps, de son temps a tout le malheur‘.“

„Ich verstehe, was Sie ausdrücken wollen, fürst. Ruhm und geistige Blüte fallen nicht immer zusammen!“

„Ich neige mich vor Ihrer Klugheit, Prinzessin Isolde.“

Dorothea sah betroffen zu ihrem Begleiter hinüber, das Blut stieg ihr in die Wangen. Wie ärgerlich, der fürst brachte sie ja ganz aus dem Konzept.

„Warum sagen Sie Prinzessin Isolde?“

„Der Vergleich liegt uns Franzosen sehr nahe, wir lieben die alte bretonische Sage — eigentlich, Prinzessin, braucht man keinen Liebestrank getrunken zu haben, um von Ihnen bezaubert zu sein.“

Der fürst sagte das mit so merklich veränderter Stimme, daß die Prinzessin erschrocken die Augenlider senkte. Aber gerade das wollte er nicht, und um ihrer Unterhaltung die frühere Unbefangenheit zu geben, begann der fürst wieder gewandt und heiter, als ob man gar nicht vom Thema abgewichen wäre:

„Meine Landsmännin, die Baronin Staël, hat einige Essays über das heutige Deutschland geschrieben. Sie ist des Lobes voll. Kennen Sie diese?“

„Ich habe nichts davon gehört“, erwiderte die Prinzessin und hob ein wenig die kleine Nase; sie war doch eine Frau von Welt, die sich nicht von einer Schmeichelei in Verlegenheit setzen ließ. Sie hatte sich auch schon wieder ganz in der Hand. „Übrigens eine Gegenfrage, fürst. Wie fanden Sie den Zaren Alexander?“

„Schön und — selten menschlich. Sie lieben ihn, Prinzessin?“

„Ja, wir alle verehren und bewundern ihn!“

Die Prinzessin sah jetzt hastig nach ihrer kleinen Uhr, sie hatte ja völlig die Zeit vergessen.

„Ich glaube, wir müssen umkehren, fürst, sonst sind wir nicht pünktlich zum Frühstück zurück.“

Man wendete die Pferde und begrüßte im Vorbeigehen die beiden folgenden Herren. Da das Gelände sandig war, zog

man die Zügel an und ritt eine Strecke im Trab. Die Pferde, gewöhnt zusammenzugehen, hielten sich gut nebeneinander, die Nasen in gleicher Höhe. Plötzlich, wie immer ohne sichtbaren Grund, scheute der Hengst der Prinzessin, bäumte auf und stand für einen Augenblick auf den Hinterbeinen. Mit einem Griff seiner linken Hand hatte der Fürst das Pferd in der Gewalt, schon ging es wieder ruhig, als wenn nichts geschehen wäre. Die Prinzessin war heiß geworden vor Schreck, jetzt lachte sie und dankte ihrem Begleiter.

„Sehen Sie, so macht er es öfters, wenn er merkt, daß ich unaufmerksam bin.“

Der Rest des Weges wurde fast ohne Unterhaltung zurückgelegt. Herr von Talleyrand war sichtlich mit eigenen Gedanken beschäftigt. Die Pferde, die wie auf Verabredung in Schritt gefallen waren, schienen müde zu sein und gingen gleichmäßig nebeneinander her.

Der Fürst dachte nur immer, wie unberechenbar das Leben doch ist! Er war hierher gekommen, mitten heraus aus politisch schwierigsten Geschäften, um für seinen Neffen zu werben, und mit einem Male waren Politik und Geschäfte vergessen, und aus der Begegnung mit der künftigen Braut wurde für ihn ein Erlebnis — so neu und wunderbar, so gewaltig wie nichts in seinem Leben vorher. Sollte er nun beiseitestehen und verzichten auf das Kostlichste, das Einzigste, was dieses Leben zu verschonen hatte, und Edmond, diesem Jungen, der eigentlich noch ein törichtes, unerzogenes Kind war, ein Glück in den Schoß legen, das dieser vielleicht gar nicht begreifen könnte?

Die Prinzessin war gleichfalls mit ihren Gedanken beschäftigt. Sie dachte nur immer, was für eine Kraft in seiner Hand lag. Die Berührung seiner Finger war so sonderbar durch ihren Handschuh gedrungen, ja durch ihren ganzen Körper. Noch nie hatte sie das erlebt. Erschrocken und ein wenig benommen hielt sie mit unsicheren Händen die Zügel. Eigentlich hätte sie nun wieder etwas sagen müssen, aber sie konnte nicht sprechen, auch fiel ihr zu erzählen nichts mehr ein, so sehr sie sich darum bemühte. Jetzt war das Schloß schon zu sehen, sie atmete erleichtert auf, und nun, gottlob, fing der Fürst wieder an zu reden.

„Ich habe einen Neffen, Prinzessin, der mir sehr am Herzen liegt, ich wüßte ihn in keiner Gesellschaft lieber als in der Ihren.“

„Ist er nett, der Herr Neffe?“ fragte sie wie im Traum.

„Oh ja, nett ist er wohl, aber sehen Sie, Alteffe, aus uns Franzosen wird erst etwas, wenn eine Frau sich unser annimmt, eine feine, kluge, großherzige Frau.“

Nun war man also doch noch, dank der Seufzer und Bemühungen der guten Dönhof, pünktlich um 1 Uhr zu Tisch gegangen.

Der Kaffee wurde anschließend im blauen Salon serviert. Dorothea — im Spitzenkleid wie am Abend vorher, eine lange Schnur rosiger Perlen um den Hals — trat mit der kleinen Tasse auf der Hand in die Fenstervertiefung und blickte in den Park hinaus. Der Fürst stand sofort neben ihr.

„Sehen Sie, Herr von Talleyrand, dort hinten links am Fluß, das ist die Orangerie.“

„Die sollte ich ja zu sehen bekommen“, entgegnete der Fürst, „aber von nahem bitte — und wir beide allein, Alteffe! Wann?“

Die Prinzessin dachte einen Augenblick nach: „Nachher um 4 Uhr.“

„Ich erwarte Sie.“

Als Dorothea aus dem Schloßhof trat und in den Park gehen wollte, um dem Fürsten die Orangerie zu zeigen, überreichte ihr der Diener einen Brief. Er war von ihrer ältesten Schwester Wilhelmine aus Berlin, seit Wochen sehnsüchtig erwartet; aber das war ja jetzt ganz gleichgültig, sie bewegte anderes, Bedeutenderes. Schade, die Sonne senkte sich schon am Horizont und es fing an, kühl zu werden. Sie ging schneller, denn sie hatte das Gefühl, daß der Fürst schon auf sie wartete. War es denn möglich, daß sie diesen Fremden, diesen großen, gar nicht mehr jungen Mann, den sie noch nicht vierundzwanzig Stunden kannte, — aber es blieb ihr keine Zeit zum Nachdenken, hinter dem Boskett sah sie den Fürsten auf sich zukommen. Er verneigte sich sehr tief, bereits im Reiseanzug, den Hut in der Hand, die große, graue Pelerine um die Schultern. Dorothea wies auf die Glashäuser, die nun vor ihnen lagen, und führte ihren Gast schweigend zu der rosenumwachsenen Pergola am Bober.

„In einer Stunde“, begann der Fürst, „muß ich fort, und mein Wunsch wäre es, mich nie mehr von Ihnen zu trennen, Prinzessin Dorothea!“

„Wo geht die Reise hin, Fürst?“

„Für einen Tag nach Böhmen zu Herrn von Metternich, und dann auf schnellstem Wege zurück nach Weimar.“

„Ach, zu Metternich“, sagte die Prinzessin, „das interessiert mich, er war lange Jahre der Schwarm meiner ältesten Schwester.“

„Dann werden mich also noch bei Metternich unsichtbare Fäden mit Ihnen verbinden, Alteffe!“

Sie standen zwischen zwei Säulen und sahen auf das grünliche Wasser, das eilig und leise gurgelnd vorüberfloß. Die Prinzessin trug über ihrem Kleid ein kurzes Jäckchen aus türkisfarbenem Taft, das ihre Augen noch blauer machte und den Elfenbein-Timbre der Haut wundervoll unterstrich. Sie beugte sich über die Sandstein-Ballustrade,

zupfte ein Rosenblatt ab und warf es in den Bober, der es eilig davontrug. Dann hob sie wieder den Kopf und sagte: „Ich glaube, Wilhelmine hat Herrn von Metternich wirklich sehr geliebt, aber sie ist ein unfteter Mensch, schon zum zweiten Male geschieden. Meine beiden anderen Schwestern“, fügte sie wie zur Entschuldigung hinzu, „sind noch immer zum erstenmal verheiratet.“

Der Fürst mußte lächeln. „Und Sie selbst, Prinzessin Dorothea, haben Sie noch nicht an eine Ehe gedacht?“

„Gedacht wohl“, erwiderte die Prinzessin, „meine Schwestern waren in meinem Alter längst verheiratet; aber ich habe immer soviel vor, wissen Sie, es gibt so schrecklich viel zu denken in dieser Welt, daß ich gern noch ein bißchen warten möchte. Allerdings wäre es diesen Sommer beinahe zu einer Verlobung gekommen.“

„Mit wem, Prinzessin?“ fragte der Fürst, „darf ich es wissen?“

„Mit einem Leutnant von Greigh, einem Neffen der Baronin Dönhof. Er war russischer Offizier, jetzt lebt er auf dem Gute seines Vaters in Kurland.“

„Ich kenne die Greighs nicht“, sagte der Fürst, „aber darf ich Ihnen einen Rat geben, Prinzessin? Heiraten Sie, wenn es schon aus Liebe sein muß, einen Dichter oder meinetwegen einen Zigeuner-Primas oder einen italienischen Tenor, aber heiraten Sie nicht in den kleinen Adel. Sie passen nicht in die Enge dieser Familien-Koterien. Dort ist einer wie der andere“, der Fürst ereiferte sich richtig, „und wenn wirklich einmal etwas hineingerät, ein Mensch, der zu denken wagt, der zu handeln beliebt, ohne den ganzen Clan zu verständigen, der nicht darauf schwört, daß die eigene Familie das Edelste, das Höchste, Nochniedagewesene unter der Sonne ist, auch wenn sie die größten Dummheiten macht, an dem zerren und polieren sie solange herum, bis er ein Schemen geworden ist wie sie selbst, oder an der Übermacht zerbricht. Ein Mensch kann nur etwas sein, wenn er so leben darf, wie er ist, und nicht gezwungen wird, sich den fiktiven Idealen fremder Köpfe oder selbst seines eigenen anzupassen. — Es wäre nicht auszudenken schade um Sie, Alteffe! Sehen Sie, bei uns hat man mehr Sinn für das Einmalige, das Kostbare, das Ungewöhnliche, und man respektiert die Persönlichkeit, auch die weibliche! In geistigen Niederungen können Sie nicht leben, Prinzessin Dorothea! — Und welchem Glücksumstand ist es zu danken, daß es zu keiner Verlobung kam?“

„Ja, das ist schwer zu sagen“, seufzte die Prinzessin, „eigentlich dem, daß man oft selbst nicht weiß, was man will.“

Konstantin von Greigh war, solange ich denken kann, Gast seiner Tante in unserem Hause. Er kam zu allen Schulferien, später als russischer Gardeoffizier mit einer prachtvollen

Uniform während seines Urlaubs. Meine Schwestern waren erwachsen und sehr schön, und ich ein kleines, dummes Kind; aber er beachtete nur mich, war immer in meiner Nähe, spielte rührend stundenlang mit mir. Und ich — fing später an, für ihn zu schwärmen. Viele Jahre war er für mich der Inbegriff aller Schönheit, aller Klugheit, alles Begehrtenwertes. Als er diesen Sommer wieder erschien, nachdem er ein Jahr der russischen Kriegsbereitschaft wegen keinen Urlaub gehabt hatte, kam es, ja, wie soll ich sagen, zu näherer Berührung, und da merkte ich, daß ich ihn gar nicht liebte, daß ich mich entsetzlich geirrt hatte, daß ich am liebsten hunderttausend Meilen zwischen ihn und mich gebracht hätte. Das Leben ist sehr rätselhaft.“

„Ja, sagte der Fürst, „eine Frau hat es nicht leicht, Prinzessin Dorothea.“

Nachdenklich senkte die Prinzessin den Kopf. Wenn er bloß dableibe! Könnte nicht irgend etwas ganz Bedeutendes geschehen, daß er in Sagan festgehalten würde, daß er einfach Befehl bekäme, sich hier nicht wegzurühren, sich — aber da stand er schon vor ihr und hielt ihre Hand.

„Leben Sie wohl, Prinzessin Dorothea, und seien Sie bedankt.“

Sekundenlang sah er sie an mit den leicht schwimmenden, grünlich-blauen Augen der Périgords, den erstaunlich jung gebliebenen Mund fest zusammengepreßt. Dann flogen alle Hemmungen, alle Bedenken, alle Vorsätze in den Wind, und er riß sie in seine Arme.

Als die Prinzessin zur Besinnung kam, war der Fürst verschwunden. Wie betäubt strich sie sich mit der kleinen braunen Hand die widerspenstige Locke aus der Stirn. Vor ihr auf der Steinbalustrade lag ein einziges, rotes Lederbändchen mit goldgepreßter Aufschrift: André Chéniers Gedichte. Sie hob es auf und rannte damit so schnell sie konnte, den Weg hinauf zum Schloß, aber da sah sie schon den hohen, schweren Reisewagen des Fürsten Talleyrand über die mit Putten besetzte Sandsteinbrücke durch das weitgeöffnete schmiedeeiserne Gitter des Parkes wanken. Der Himmel schwamm im bläulich-roten Dunst der untergehenden Sonne. Die Nebelschwaden hatten sich vom Wasser gelöst und krochen mildig die Wiesen hinauf. Langsam senkte die Dämmerung ihr grauen Schwingen über den ersterbenden Tag. Im Scheine der ersten aufleuchtenden Lichter im Schloß öffnete Dorothea Biron zitternd das kleine Büchlein und las die mit Bleistift geschriebenen Zeilen:

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
fliehe mit abgewendetem Blick!

Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
zieht sie, ach!, reißt sie ihn ewig zurück!“

(Goethe)

DAS GLOGAUER LIEDERBUCH

VON JOACHIM HERRMANN

Noch vor einigen Jahren konnte man in Abhandlungen über schlesische Musikpflege den Satz finden „Silesia non cantat“. Diese Behauptung „Der Schlesier singt nicht“, bedarf eigentlich keiner nachdrücklichen Widerlegung. Die Lust des Schlesiens an der Musik, seine angeborene Anlage hat in der Gegenwart so viele tatsächliche Beweise in der umfangreichen, Dorf und Stadt umspannenden musikalischen Betätigung des einzelnen und der Gemeinschaft in Chor und Orchester in seinen bedeutenden schöpferischen Schriften und in seinen großen musikalischen Veranstaltungen. Dazu tauchen aus der Vergangenheit immer mehr höchst bedeutende Denkmäler blühender Musikpflege auf. Und es ist wieder kennzeichnend für den schlesischen Charakter, daß er sich diese Zeugen gleichsam erst wieder zurückerobern muß, um zur Erkenntnis seiner wahren Anlagen und zur Anerkennung seiner vielseitigen Begabungen zu kommen. Die Wiederentdeckung des Glogauer Liederbuches als eines hochwertigen Beweises schlesischer Musikpflege im ausgehenden Mittelalter ist dafür ein typisches Beispiel. Diese, in der Berliner Staatsbibliothek im Jahre 1874 von dem Musikwissenschaftler Robert Eitner entdeckte handschriftliche Sammlung weltlicher und geistlicher Lieder und instrumentaler Spielstücke aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war wegen ihrer unbekanntenen Herkunft als Berliner Liederhandschrift bezeichnet worden und als solche auch bekanntgeblieben, bis es erst in der jüngsten Vergangenheit gelang, ihren eigentlichen Ursprung in Niederschlesien, in der Stadt Glogau festzustellen. (Dr. H. Ringmann, „Das Glogauer Liederbuch“ in „Das Erbe Deutscher Musik, Reichsdenkmale“, Bd. 4 u. 8.)

Nicht nur aus diesem erhaltenen Denkmal weiß man, daß die Stadt Glogau im Mittelalter ein bedeutender kultureller Mittelpunkt Niederschlesiens war. Sein Kollegiatkapitel an der Domkirche und das Glogauer Fürstentum,

das mit zwei großen Frauengestalten, den Fürstinnen Mechthild und Margareta, geziert war, waren die hochentwickelten Träger einer geschichtlich weit ausgreifenden Kulturpflege. Die bedeutende Musikpflege ist durch zwei glanzvolle Namen belegt, es wirkten hier der berühmte Kantor und Kanonikus Nicolaus Scultetus, der nicht umsonst die akademische Würde eines *magister artium* befehlen haben wird, und sein Nachfolger als Chorleiter, ein Kanonikus Marcus Scultetus, der Doktor und Lehrer der heiligen Schrift und auch Rektor der Universität Leipzig war. Der Name Scultetus hat ungefähr hundert Jahre später noch einmal einen berühmten Vertreter in Schlesien, den Chronisten, Astronomen, Mathematiker und Bürgermeister Bartholomäus Scultetus in Görlitz (1570—1602), der hier als Musikfreund unter wohlhabenden und gebildeten Bürgern ein *Convivium musicum* gegründet hatte und aus persönlicher Anregung heraus unterhielt. In dieser Verbindung von Wissenschaft, Theologie und Kunstpflege war zweifellos ein gutes Stück humanistischen Bildungsgeistes lebendig. Ein gleiches Kulturzentrum finden wir neben Glogau zu dieser Zeit noch in Sagan mit seinem Augustiner-Chorherrenstift, das eine führende Rolle in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht spielte. Hier setzte der Fortschrittsgeist des kunstsinigen Abtes Martin Rinckenberg sich für alles neue Werden in der Musik ein, und schon im 14. Jahrhundert unter dem Abt Weintrud hatte hier die Orgelkunst in Schlesien ihre erste Pflegestätte gefunden. Aus Sagan ist überhaupt das älteste deutsche Fragment einer Orgeltabulatur erhalten. Von hier aus wurde Schlesien in der Folgezeit geradezu führend im Vergleich mit anderen Gegenden Deutschlands und brachte die Orgelkunst zu einer hohen Blüte.

Aus dieser niederschlesischen Bildungsatmosphäre des ausgehenden Mittelalters stammt nun das Glogauer Lieder-

buch, das als typisch schlesisches Kulturwerk unserer Provinz einen besonderen Platz im gesamtdeutschen Kulturbilde des Mittelalters einräumt. An diesen Orten trafen sich die künstlerischen, wissenschaftlichen und sprachlichen Linien von Nordwesten und Norden mit denen von Südosten, besonders aus dem Prager und österreichischen Kulturkreise her, überschneiden sich und erzeugen in dieser Begegnung die Anregung und Lebendigkeit der geistigen Auseinandersetzung. Gerade an dem Glogauer Liederbuch lassen sich diese Strömungen sehr klar verfolgen. Nach einer Inschrift gehörte diese Liederammlung einstens der Domkirche zu Glogau. Eine friedliche Einheit weltlichen und religiösen Geistes stellt sie dar in dieser bunten Vermischung weltlichen Liedgutes und lateinischer Kirchenmusik. Ihre stattliche Anzahl stellt schon rein äußerlich für den Sammler das Zeugnis umfassender und in der Kenntnis weitreichender Musikliebe aus. Und zum zweiten ist an diesen dreistimmigen Sätzen die Einheit von Volksgut und künstlerischer Gestalt bemerkenswert. Was einstimmig in Feld und Wald, in Stadt und Land als Lied aus dem Munde des Volkes erklang, das ist hier als Lied-Tenor in ein kunstvolles dreistimmiges Gewand gekleidet worden und wurde dann in dem geselligen Kreis des Bürgerhauses oder der musikalischen Bruderschaft wieder musiziert. Volksmusik und Kunstmusik sind hier zu einer köstlichen Einheit zusammengeschlossen, wie sie eben nur aus einer einheitlichen Verfassung des Geistes und des Lebens entspringen kann. Die Lieder müssen bekanntes Allgemeingut gewesen sein, denn nur bei wenigen ist der vollständige Text verzeichnet, die meisten dagegen tragen nur die Liedanfänge. Die Verfasser der meist dreistimmigen Sätze sind nicht bekannt, sie sind sicherlich unter den Glogauer Kantoren zu suchen. Geistliche und Laien waren an dieser Musikübung einmütig beteiligt. Es ist ein gegenseitiges ungehindertes und fröhliches Geben und Nehmen ohne irgendwelche beruflich oder fachlich getrennte Grenzen. Die Handschrift enthält insgesamt 294 Tonsätze, davon 70 deutsche Lieder, 158 lateinische Lieder, 61 Instrumentalsätze, 3 Quodlibets, sowie ein italienisches und ein slawisches Lied. Geistliche Hymnen, Antiphonen, Sequenzen, Responsorien stehen bunt durcheinander mit süßherben Liebesliedern und Scherzliedern, Quodlibets und Spielfstücken. Außer der hohen heimatlichen Musikpflege gibt das Manuskript ein deutliches Spiegelbild von den großen westlichen Stilrichtungen und deren Auseinandersetzung in dem Wechsel der burgundischen Tradition mit der niederländischen Moderne, der sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollzog. Schlesien nimmt unmittelbaren Anteil an den großen Ereignissen der Kunstentwicklung, französische Chansons in burgundisch-spätgotischer Haltung und lateinische Gefänge mit allen Zeichen der neuanebrechen-

den Epoche der niederländischen Polyphonie, Sätze von Ockeghem, Dufais, Busnoys u. a. zeigen eine Verbindung mit der westlichen Musikkultur. Dann sind an Anleihen bemerkenswert verschiedene Übereinstimmungen mit den berühmten Trienter Codices, die auf Verbindungen der österreichischen Ostmark weisen. So treffen sich in Schlesien die Linien und Strahlen in dieser Sammlung als umfassendes Bild von der gesamten musikalischen Kultur jener Zeit wieder.

Trotz dieses musikgeschichtlich weiten Rahmens hat aber das deutsche Liedgut, das nach dieser Sammlung in Schlesien lebte, die Hauptbedeutung. Nicht bei allen läßt sich die Herkunft feststellen, ob sie nun typisch schlesische oder allgemein-deutsche Erscheinungen sind. Der häufig unverkennbare schlesische Dialekt des Textes verrät von selbst ihre schlesische Heimat. Bei einigen ließ sich ihre Entstehung in Schlesien unzweifelhaft nachweisen und auch die Namen der Verfasser feststellen. So findet sich ein altes Lied des im Lauban-Löwenberger Kreis wirkenden Konrad von Queinfurt „Du lenze gut“. Da sich im Vergleich mit anderen deutschen Liederhandschriften, vor allem mit dem berühmten Lochheimer Liederbuch, nur Übereinstimmungen mit der Sammlung Schedel ergeben, zeigt sich in unserem schlesischen Denkmal eine höchst bedeutungsvolle Eigenständigkeit der heimatlichen Liedkultur, die gleichwertig neben dem in den west- und süddeutschen Sammlungen festgehaltenen Liedgut besteht. Ein Reichtum der Empfindungen und Stimmungen vom zarten Liebeslied bis zum derben Trinklied blüht in diesen Tonsätzen. Die schlesische Seele singt und klingt in ihnen in schönster Offenheit und wundervoller Klarheit. Der dreistimmige Satz weist auf ihre Verwendung in der Hausmusik hin, das Lied wird von einer Einzelstimme gesungen und die beiden anderen Stimmen von Instrumenten ausgeführt. Fiedel, Gambe und Blockflöte sind die Instrumente gewesen, mit denen man damals im häuslichen Kreise musizierte. Die Spielfstücke sind eigentlich die Kammermusik des ausgehenden Mittelalters, wie sie im damaligen Bürgerhaus musiziert wurde. Die geistlichen Gefänge waren wohl für die Ausführung durch den mit der Kirche verbundenen Schulchor in den zahlreichen Nebengottesdiensten und Andachten bestimmt.

Eine Fülle kostbarer Musik harret hier der Wiedererweckung in einem fröhlichen Musizierkreis. Es ist wertvolle Heimatkunst aus der Vergangenheit unseres Grenzlandes, das hier ein Denkmal höchst bedeutungsvoller Kulturpflege hinterlassen hat, die keineswegs hinter der anderer Gegenden Deutschlands zurücksteht, und die lebendige Erinnerung an den Hochstand unserer geschichtlichen Vergangenheit soll sich weiter auswirken auf die schöpferische Kulturentwicklung in unserer Gegenwart und Zukunft.

ERMELINE

ROTBEUTER

V O N F R I T Z S I E D E L

Warm liegt der Schein der Junisonne über dem Bauernhof am Ende des langgestreckten Dorfes. Es ist fast windstill. Nur ganz leicht zittern die Halme des großen Roggen-schlages am Hause, unbeweglich stehen die dichten, dunkelgrünen Kartoffeln, die sich in langem Streifen bis zum Walde ziehen.

Der Bauer ist mit dem Dorzimmermann gerade dabei, einen Maschinenschuppen an die Scheune anzubauen. Hier hinter der Scheune ist die Luft völlig unbewegt und so heiß, daß den beiden Männern dicke Schweißperlen auf der hochroten Stirn stehen, als sie die Bretter auf das Schuppen-dach passen. Die Bäuerin pumpt Wasser in die beiden großen Zinkeimer, um die Kühe zu tränken, die flach-köpfigen Kinder spielen mit der grauweißen Käse, der Hund liegt vor seiner Hütte in der Sonne und die auf und um den Hof verstreuten Hühner scharren nach Körnern und Würmern. Alles atmet beschauliche Ruhe und ungestörten Frieden.

Urpötzlich schallt ein so gellendes vielstimmiges Kinder-geschrei durch die Stille des Nachmittags, daß Bauer und Zimmermann wie von der Tarantel gestochen von ihrer Arbeit hochfahren und der Bäuerin der gefüllte Eimer aus der Hand fällt und sich schwappend über den Hof ergießt. „Vater, Mutter“, rufen sie mit überschnappender Stimme, „der Fuchs hat eine Henne geholt!“ Tatsächlich — über das abgemähte Luzerneland flüchtet in langen Sätzen, mit einem weißen Junghuhn im Fang, die Füchsin. So eine Frechheit! Einen Augenblick sehen Bauer und Zimmermann, wie vom Donner gerührt, diesem Bilde zu, doch dann haben sie ihre Fassung wiedergefunden. Laut schreiend schlägt der Bauer mit dem Hammer auf die Bretter, daß es so dröhnend poltert, als wenn der Schuppen einfallen wollte. Der Zimmermann steckt den Finger in den Mund und läßt einen schrillen Pfiff hören, der einen Toten aufwecken könnte. Die Kinder brüllen in den höchsten Tönen, der Hund rasselt an der Kette, bellt wie besessen, und die

Bäuerin schlägt den klappernden Blecheimer gegen die dumphklingende eiserne Pumpe. Das ist des Guten denn doch zuviel! Angesichts so vieler schauerlicher lauter Töne wird es dem Rotbeuter angst. Er läßt die Henne fallen und saust dem bergenden Roggen zu. Grinsend nimmt der Zimmermann die Finger aus dem Mund, der Bauer richtet sich zufrieden schmunzelnd hoch und die Kinder schweigen. — Mit hochgeredeten Hälsen haben die um den Hof verstreuten Hühner den gewaltigen Lärm und die durchdringenden Pfliffe vernommen und nichts Gutes ahnend, rennen sie nach Hause, was die Beine hergeben. Laufend, flatternd und kakelnd flüchten sie dem Hofe zu, vorneweg der stolze, alte Hahn. Er saust durch die Kartoffelstauden und rast — Pech! — dem entfliehenden Fuchs geradeswegs in den Rachen. Wohl versucht er noch in letzter Sekunde, flügel-schlagend zur Seite auszubiegen — aber es ist zu spät. Die scharfen Fuchskiefer schnappen blitzschnell zu und befördern den Herrscher des Hühnerhofes augenblicklich in das Jenseits.

Sprach- und tatlos vor Schreck stehen die Zuschauer, und es dauert diesmal erheblich länger, ehe sie sich besinnen und wieder Krach schlagen. Erneut knallt der Hammer auf die Bretter, schreien die Kinder und gellen die schneidenden Pfliffe des Zimmermannes. Aber jetzt ist es umsonst. Der Fuchs läßt den guten Bissen nicht mehr fallen. Als er mit wehender Lunte im Korn untertaucht, ist man sich darüber klar, daß der Hahn endgültig verloren ist. Betrübt läßt man die Köpfe hängen. Es war doch so ein schöner Hahn! —

Die Füchsin strebt dem Walde zu. In dem großen Bau, der am Hang zwischen den Holunderbüschen versteckt liegt, hat sie ihre Jungen. Eigentlich ist dies ein alter Dachsbau, und bisher wurde er nur immer von den Grimbärten bewohnt. Diese gutmütigen Gefellen hausten im unteren Stockwerk und hatten nichts dagegen, daß sich über ihnen die Kaninchen einmieteten. Im letzten Frühjahr war ein



Jungfuchs schaut aus der Röhre — 4 Aufnahmen: Fritz Siedel



Ermeline
Rotbeuter

„F a m i l i e G r i m b a r t“

Nur selten einmal gelingen solch
schöne Aufnahmen in freier Wild-
bahn. Unendliche Mühe und
Vorsicht und ein großes photo-
graphisches Können gehören dazu





Vorsichtig witternd erscheint Grimbart in der Ausfahrt

kapitaler Dachsrüde, ein mürrischer Einzelgänger, alleiniger Herr der alten Raubritterburg. Da zog die eine Kinderstube suchende Füchsin in den Bau ein. Dem reinlichen alten Dachsherrn war die ihm unangenehm riechende neue Untermieterin nicht sehr willkommen. Daraus machte sich Frau Ermeline, die Füchsin, jedoch nichts. Sie blieb. Nun besann sich der Dachsherr, daß er in den Fichten am See noch einen schönen und gerade unbewohnten Bau wußte. Dort quartierte er sich ein und hatte jetzt weiter seine Ruhe. Frau Ermeline gefiel der Dachsbau ausnehmend. Daß sie darin bei ihrem Einzuge ein Kaninchen gefangen hatte, war nicht so ausschlaggebend, denn die grauen Fliker waren dann sogleich verschwunden, als sie den Fuchs im Bau witterten. Für sie paßte es vor allen Dingen, daß der Bau nicht so weit vom Dorfe ab lag. Ihre sechs strammen Jungen hatten einen gewaltigen Hunger, der nicht immer mit Mäusen und derartigem Kleinzeug zu stillen war. Da war es sehr angenehm, wenn sie hin und wieder eine Henne überlisten und ihren Jungen zum Fraß bringen konnte.

Nun ist sie gleich am Bau. Die Fuchskinder haben bereits wieder Hunger und halten sich schon vor der Röhre auf, um die Mutter zu erwarten. Das ist eine Freude, als sie den prachtoollen Hahnenbraten erspähen! Ungestüm stürzen sie auf die Beute los, bald krachen die Hühnerknochen unter ihren glasharten Zähnen. Die Fähe sitzt auf den Keulen und schaut zu, wie ihre tüchtigen Kinder knurrend und und schmatzend den leckeren Braten verschlingen. Nach der Mahlzeit verschwindet die kleine Gesellschaft im Bau, um sich von der Anstrengung des Fressens durch einen langen Schlaf zu kräftigen. Die Füchsin jedoch hat dazu keine Zeit. Wenn die kleinen Rotbeuter erwachen, wollen sie neue Beute sehen, und es ist für sie bestimmt nicht leicht, diese immer rechtzeitig herbeizuschaffen. Das Dorf mit seinen Hühnern ist ihr heute und für die nächsten Tage verleidet. Der Krach ging ihr doch auf die Nerven. Darum schnürt sie auf ihrem Paß quer durch den Stangenort nach der jungen Kiefernkultur. Dort gibt es reichlich Mäuse. Wie alle Füchse, ist auch sie eine gewaltige Mäusejägerin, und so ist es nicht verwunderlich, wenn sie schon nach kurzer Zeit mehrere der grauen Nager erwischt hat. Fürs erste scheinen es ihr genug zu sein — darum nimmt sie die Mäuse quer in den Fang, so daß die Mäuseschwänze rechts und links wie ein Chinesenbart aus dem Maul heraushängen, und trabt damit zum Bau. Unterwegs läßt ein feines Piepen im dürren Grase sie urplötzlich verhalten. Und dann sieht sie auch schon, wie ein verliebter Mäuserich seine Maus durch die trockenen Gräser und über die raschelnden Blätter jagt. Jetzt müßtet ihr die Fähe sehen! Einen Augenblick steht sie still wie eine Bildsäule. Hierauf

legt sie die schon erbeuteten Mäuse nieder, dann — ein Sprung, ein Schlag mit der Brante, dem ein nadelfeines Piepen folgt, und ihre Strecke ist um zwei Stück vermehrt. Nun sammelt sie wieder ihre Beute zusammen und schnürt weiter.

Als sie jetzt zum Bau kommt, ist die Ausfahrt leer. Die Jungen schlafen noch. Deshalb schließt Frau Ermeline in den Bau und sucht ihre im warmgepolsterten Kessel zusammengerollten Kinder auf. Als diese die Anwesenheit der Mutter bemerken, wachen sie sogleich auf, denn fürs Fressen ist ein kleiner Fuchs immer zu haben. Noch etwas schlaftrunken tockeln sie aus dem Dunkel ihrer unterirdischen Burg in die Sonnenhelle der Oberwelt. Hier werden sie bald völlig munter. Rasch haben sie die von der Mutter mitgebrachten Mäuse verschluckt — dann beschäftigen sie sich auf andere Weise. Das eine Junge hat eine lange, bunt schillernde Schwanzfeder des Hahnes aufgefunden. Stolz kommt es damit angesprengt. Natürlich müssen die anderen Fuchskinder auch alle ausgerechnet diese Feder haben. Eine wilde Jagd auf den Besitzer hebt an. Immer im Kreis um die Mutter jagen sie hinter dem Brüderchen her, daß der feine Sand nur so stiebt. Endlich hat ein zweites das andere Ende der Feder erwischt. Nun machen sie beide Tauziehen. Ein drittes faßt auch noch an, und dann tobt die ganze Bande den Hang hinauf. Hier geht der Kampf weiter. Im Eifer des Gefechtes merken sie gar nicht, daß sie der steilen Hangkante zu nahe kommen. Plötzlich rutscht das erste darüber hinweg, und die beiden anderen fallen auch noch hinterher, den fast senkrechten Abhang hinunter. Im hohen Grase am Fuße des Hanges werden sie weich aufgefangen — aber die Feder haben sie dabei doch verloren und vergessen. Das schadet allerdings weiter nichts, denn sie sind hierbei geradezu auf einen neuen Zeitvertreib gefallen. Eine übelriechende Hahnenpfote ist es. Sie stellt ein willkommenes Objekt zu weiterem spielerischem Streit dar.

So toben, balgen und jagen sie herum, bis sie müde werden und wieder einer nach dem andern der kleinen Rotbeuter im Bau untertaucht. Ihre Mutter ist schon vorher im dichten Fichtenholz verschwunden.

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Da fügt es sich, daß ein Radfahrer den verwachsenen Waldweg entlangkommt. Er ist ein großer Naturfreund, aber von den Füchsen und ihrem Wesen versteht er herzlich wenig. Zufällig sieht er die Fuchsmutter vor dem Bau sitzen und ihre munteren Jungen um sie herum spielen. Sein Rad an der Lenkstange schiebend, geht er arglos auf den Bau zu, damit er sich die hübschen Tierchen mal genauer ansehen kann. Ein dichter Wacholderbusch verdeckt ihn, so daß er un gesehen ziemlich nahe herankommt. Plötzlich erschrickt er, denn

ein giftiges Kackern trifft sein Ohr. Schnell lugt er hinter dem Wacholderbusch hervor — da sieht er noch gerade den letzten Rotbeuter mit einer langen Flucht im Bau verschwinden. Eine wellenförmige Bewegung im hohen Gras unter den weitläufigen Kiefern zeigt ihm, daß dort die Füchsin davonstürmt. Kopfschüttelnd geht der Mann an den Bau. Natürlich muß er seine Nase fast in die Röhren hineinstecken und im Sande vor der Ausfahrt herumtrampeln. Dann beschließt er, unter den Büschen an der gegenüberliegenden Hangkante zu warten, bis die Füchse wieder herauskommen. Er denkt sich, das dies sehr bald geschehen wird. Als er jedoch schon zwei Stunden wartet und sich immer noch kein Fuchs in der Ausfahrt zeigt, ist er wütend auf die Rotbeuter, aber nach Hause fährt er noch lange nicht. Denn wenn er schon so lange gewartet hat, will er wenigstens noch einmal die Füchse sehen! Zwei weitere Stunden gehen noch herum — da frohlockt des Mannes Herz. In der Ausfahrt erscheint die witternde Nase eines Jungfuchses! Der Zuschauer schmunzelt, vor allem, als sich jetzt noch zwei weitere Fuchskinder sehen lassen. Doch was ist das? Die Jungfüchse wittern vorsichtig an seinen Stiefelspuren im Sande und prellen dann entsetzt in den Bau. Nach einer Viertelstunde lugen sie aus einer andern Röhre. Auch hier ist er vorbeigegangen, und auch hier trauen sich die kleinen Raubritter nicht heraus. Der Mann staunt. Für so schlau hätte er die kleinen Füchse noch gar nicht gehalten.

Er hätte sich aber noch mehr gewundert, wenn ihm die folgenden Veränderungen bekanntgeworden wären, die sein unzuverlässiges Verhalten verursachte. Denn erst zum Abend traute sich die Füchsin zum Bau und die Jungen heraus. Der alten und mißtrauischen Fähe war der Bau nun unheimlich geworden. Noch in der Nacht zog sie mit ihren Kindern in den hohen Roggen und grub dort einen Notbau.

Eine Woche darauf kam der Dachs wieder mal an seiner Burg vorbei, stellte fest, daß die Füchse fort waren, und zog gleich wieder ein. Auch die Kaninchen waren kurz danach wieder da. Mit Schmalzmann kamen sie ganz gut aus.

Im hohen, wogenden Roggen führt Frau Ermeline Rotbeuter jetzt ein sorgloses Leben. Hier wird sie nie gestört. Der dicke Halmenwald ist ein vorzügliches Versteck, und niemand weiß, daß sie jetzt mitten in dem großen Roggen-schlag haust. Selbst der junge Förster, der den Wald kennt wie seine Westentasche, zerbricht sich den Kopf, aber er bekommt nicht heraus, wo die Füchse stecken. Nur in der Dämmerung, wenn er dem Abschlußbock zuliebe auf dem Hochsitz hocht, sieht er sie manchmal auf der Wiese mausen. Auch die Jungfüchse gehen nun in den Abendstunden schon mit auf die Jagd. Der Förster freut sich unbändig, wenn

er sie heranschleichen sieht. Vornweg die Fähe, hinter ihr in einer Linie die Jungen. Dann gleichen sie einer roten Schlange, die sich durch das grüne Gras windet. Sogar unter dem Hochsitz mausen sie, aber der Jäger läßt den Drückefinger grade. Er bekommt sie auch im Winter, und dann ist ihr Balg wenigstens etwas wert! Viele Tausend Mark gehen alljährlich für Pelze ins Ausland. Jeder vorzeitig abgeschossene Fuchs bedeutet einen Verlust an Volkvermögen, denn für ihn muß durch knappe Devisen ein ausländisches Fell beschafft werden. Wer dem entgegenhält, daß der Fuchs ja auch einen „Schaden“ an Wild und Geflügel anrichtet, möge bedenken, daß auch Reineke seine Aufgaben im Haushalt der Natur zu erfüllen hat. Groß ist die Zahl der Mäuse und auch Larven, die er vertilgt, der kranke Hase, das kümmernde Reh fällt ihm zum Opfer, und indem er sie auffrißt, verhindert er die Erhaltung und Vermehrung von lebensuntüchtigen Individuen.

Als der Juli kommt und die Ähren unter den blitzenden Sensen stürzen, ist der Notbau im Roggen leer und verlassen. Das Unkraut sprießt schon wieder an der Einfahrt, nur ein Entenflügel, ein paar Hühnerbeine und Hasenpfoten zeugen noch davon, daß Familie Rotbeuter hier einstmals wohnte. Mit nicht gerade lebenswürdigen Worten schippt der Bauer die Röhre zu — dann erinnert nichts mehr daran, daß die Fuchsjugend hier sorglose Tage verlebte.

Die Jungfüchse können sich nun schon selbst ernähren. Nur noch selten werden sie von der Mutter kackernd zusammengerufen, um eine Beute zu erhalten. Meist treiben sie in Wald und Feld zerstreut auf eigene Pfote jagend ihr Wesen. Es gibt ja so viel, was für einen Fuchsmagen geeignet ist. Allenthalben piepsen die jungen Mäuse in den Nestern, unbeholfen flatternde Jungvögel finden sich, und im flachen Rohr am See hin und wieder ein gestrandeter, zappelnder Fisch. Auch mancherlei Wildobst wird mitgenommen. Zuerst die Blaubeeren und Erdbeeren, dann reifen die Himbeeren und Brombeeren; die unter den Bäumen am Feldweg liegenden madenstichigen Äpfel sind auch nicht zu verachten. Und wenn der Magen gar zu sehr knurrt, spürt das witternde Näschen immer noch eine Heuschrecke auf oder ein paar stahlblaue Mistkäfer.

Allmählich wird es Herbst. Am seidenblauen Himmel schwimmt die Keilform der südwärts ziehenden Gänse, über den Feldern liegt von den Kartoffelfeuern streng beißender Rauch, und an den Laubbäumen lohen die Blätter und fallen erst langsam, dann immer schneller zur Erde.

Jetzt gehen die Jungfüchse schon ihre eigenen Wege. Mehr und mehr nehmen sie die Gewohnheiten alter Füchse an. Sie gehen allem Lärm möglichst aus dem Wege und jagen nur noch ungern, wenn die Sonne am Himmel steht. Mit der Zeit hat sich ein jeder von ihnen einige Stammpfätze

ausgesucht, die er je nach Witterung, Wind und Laune benützt.

Ende November wird es kalt, aber erst Mitte Dezember fällt reichlicher Schnee. Ermeline Rotbeuter hat sich unter einer dichten Jungfichte am wilden Moor zum Schlaf eingerollt. Doch kann sie sich nicht sehr lange der Ruhe hingeben, denn das Knirschen des Schnees sagt ihren empfindlichen Gehören, daß ein Mensch naht. Schlangengleich gleitet sie unter der Fichte hervor und schleicht immer gedeckt durch das ganze Moor. Von da aus sieht sie, daß der Förster dicht an ihrem Ruheplatz vorbeikommt. Also war es doch gut, daß sie sich zeitig auf die Läufe machte! Nun nimmt der Förster seinen Kurs nach dem Felde zu und die Fähe rollt sich auf einen alten Stubben unter dem stacheligen Brombeerbusch zu weiterem Schlaf zusammen.

Jetzt kommt der Förster an ein kleines, von Riedgras und Rohr bestandenes Wasserloch im Felde. Aus Erfahrung weiß er, daß hier gern Füchse drinstecken, und deshalb hält er die Flinte schußbereit. Kreuz und quer stöbert der Hund im dünnen Grase. Da prasselt es im Rohr und in langen Säthen flüchtet ein Fuchs heraus! Im gleichen Augenblick zuckt

eine rote Stichflamme aus dem Flintenlauf — den dumpf hinterher rollenden Knall hört der kleine Rotbeuter nicht mehr. Befriedigt nimmt ihn der Grünrock auf. Jetzt beginnt er zu ernten!

Gegen Abend besteigt er den Hochsitz in der riesigen Tanne. In guter Schußweite hiervon hat er einen Luderplatz angelegt. Manchesmal hat er dort eine Krähe, eine Krähe oder Elster hingetragen. Stets waren die Rotröcke dagewesen und hatten sich am Luder gütlich getan. Auch heute braucht er nicht sehr lange zu warten und er hört das Knirschen des Schnees unter Fuchsbranten. Er hat den Kolben schon an der Backe, als Ermeline Rotbeuter zwischen zwei Bäumen sichtbar wird. Das Silberkorn zeigt auf ihre Brust und der Finger krümmt sich. Dröhnend bricht der Schuß, der Bleihagel schlägt der Fuchsin in Herz und Lunge — eine Flucht macht sie noch, dann liegt sie im weißen Schnee, den der rinnende Schweiß (Blut) rot färbt. Wieder hat ein Fuchsleben geendet — aber trotzdem wird im Frühjahr in einem verschwiegenen Bau eine Fuchsin Junge zur Welt bringen und dafür sorgen, daß ihre Sippe nicht aussterbe im deutschen Walde.

Der Jauchewagen

Ein alter Bauer fuhr gemütlich seinen Jauchewagen.

Ein Städter ging vorbei und rümpft' die Nase.

Ein junger Bauernbursche sah sein Mißbehagen

Und piff vor Freude durch die Gartenstraße.

Was weiß der Stadtmensch von den Kostbarkeiten,

Die wir mit Fleiß auf unsere Felder tragen.

Was stört er uns mit seinen Albernheiten.

Es bleibt ein Kleinod doch der Jauchewagen.

J. F. E. Güttner

REPUBLIK SCHWENTEN

VON HANS-GEORG REHM

Unsere schlesische Provinz hat durch die Aufteilung des Restkreises Bomsst eine Bereicherung erfahren. Acht Gemeinden rechts der Oder sind an den Kreis Grünberg gefallen, der damit der jüngste schlesische Grenzkreis geworden ist und mit reichlich 25 Kilometer an Polen grenzt. Durch den Zuwachs dieser acht Gemeinden, die zwischen dem Schlesiensee und dem Rudener See liegen, hat der Kreis neben dieser neuen Ausrichtung auch eine landschaftliche Bereicherung erfahren. Diese erfreuliche Tatsache erhält eine noch höhere Bedeutung dadurch, daß sich unter diesen Gemeinden eine befindet, die in Deutschlands schwerster Zeit durch den Mut eines entschlossenen Mannes in dem traurigen Kapitel der Geschichte des Zusammenbruches ein erfreuliches Blatt ausfüllt, die ehemalige „Republik“ Schwenten.

In der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Reiches, als man in Paris zur Diktatkonferenz rüstete und in Deutschland alles drunter und drüber ging, marschierten die Bataillone der polnischen Aufständischen auf die schlesischen Grenzen los. Nicht nur in Oberschlesien, sondern ebenso in Posen und Westpreußen, südwärts ging ihre Marschrichtung auf die Oder, und sie rückten mit jedem Tage mehr in die bedrohliche Nähe dieses deutschen Stromes. Die deutsche Republik besaß kaum den Willen und die Kraft, sich diesem Vormarsch wirksam entgegenzustellen, selbst wenn sie ganz die Gefahr, die mit der Erreichung des Oderzieles durch die Polen für den gesamten deutschen Osten erwachsen wäre, schon in ihrem vollen Umfang erkannt hätte.

Die deutschen Bewohner der bedrohten Gebiete aber dachten anders. Sie erkannten, was hier auf dem Spiele stand, und waren gewillt, sich notfalls auf eigene Faust zu wehren. Am 6. Januar 1919 besetzten polnische Truppen das Städtchen Wollstein, ihr nächstes Ziel war Schwenten, und von dort blieben nur noch 20 Kilometer bis zur Oder. Die polnischen Angreifer waren wohl gewöhnt, mit dem

willfährigen Nachgeben der deutschen Regierung, nicht aber mit dem verzweifelten Widerstandswillen der Grenzbevölkerung zu rechnen. Hier bedurfte es nur eines Mannes, der sich zum Sprachrohr dieses Willens machte und der das notwendige Geschick und den Mut zum Handeln besaß. Dieser Mann fand sich in der Gestalt des Pfarrers Hegemann von Schwenten, eines einfachen Landpfarrers, der aber als echter Vater seiner Gemeinde die Nöte und Sorgen seiner Bauern gut kannte, mit der Heimat besonders fest verwurzelt und seit Menschengedenken keinen Streit der Konfessionen in seinem Sprengel geduldet hatte.

Als nun Wollstein von den Polen genommen und die Heimat immer stärker bedroht war, versuchte der Pfarrer Hegemann das gleiche, was viele andere vor ihm getan hatten, nämlich Hilfe von der Festung Glogau zu bekommen. Was er aber in Glogau traf, waren ein machtloser General und ein Soldatenrat, der von Verbrüderung mit Polen sprach. Genau so erfolglos wie die vielen, die vor ihm das gleiche versucht hatten, kehrte er nach Hause zurück, als ihm unterwegs ein Gedanke kam, der zwar geradezu lächerlich wenig Aussicht auf Erfolg hatte, aber doch wenigstens einen Ausweg darstellte. Schwenten sollte ein selbständiger Staat werden!

Und das Wunder geschah. Zu der Zeit, da man unter dem Mantel der „Menschenrechte“ alles unternahm, um dem Deutschtum Abbruch zu tun, wo Spartakusbund und USDP. in Deutschland ihre wüsten Orgien feierten, da mag man auf der Gegenseite wohl an einen Separatismus geglaubt haben, und so hatten Hegemanns Bestrebungen den Erfolg, daß tatsächlich der Freistaat Schwenten anerkannt wurde.

Dem polnischen Vormarsch war damit ein Kiegel vorgeschoben, der den Weg zur Oder für immer versperren sollte. Und während überall Zersetzung und Chaos herrschten, bestand in Schwenten Ruhe und Frieden. Die

Wahrung der auswärtigen Angelegenheiten hatte Pfarrer Hegemann in die Hand genommen, für die Verteidigung sorgte Forstrat Teske, der die allgemeine Wehrpflicht einführte und eine Kompanie von 120 Mann aufstellte. Die inneren Angelegenheiten wurden von dem Gemeindevorsteher Drescher betreut. Gewiß, die Zeit des Freistaates ist für seine „Regierenden“ eine Zeit schwerster Sorge gewesen. Sie hatten sich nach beiden Seiten der Neutralität versichert, und mit dieser Neutralität stand und fiel ihr Eigendasein und damit ihr Kampf um das angestammte Deutschtum. Oft brachten Grenzverletzungen von polnischer oder reichsdeutscher Seite die schwersten Gefahren mit sich, aber stets gelang es wieder, das Schlimmste abzuwenden und den Freistaat zu behaupten. Wenn schon dessen Schaffung der geniale rettende Gedanke gewesen war, so war seine Erhaltung ein kleines Meisterwerk der Diplomatie. Die Art und Weise aber, wie der wackere Pfarrer sein Amt führte und wie er seine Leute anzupacken wußte, zeigt am besten eine kleine Episode, die er selbst geschildert hat. Ein paar unbewaffnete deutsche Grenzschutzleute waren nach Schwenten gekommen, wo sich gerade ebenfalls unberechtigterweise einige Polen unter Waffen aufhielten. Als die Polen nun festgestellt hatten, daß die Deutschen Mehl hamstern wollten, ergab sich vor Pfarrer Hegemann folgende Unterhaltung:

Die Polen: „Habt ihr nichts zu fressen?“ Seht mal, wie wir aussehen!“ Darauf ich: „Die Sachen habt ihr von den Deutschen, aber aus euren Stiefeln sehen die Zehen auch schon heraus.“ Die Deutschen: „Wir sind doch Kameraden und werden einander nichts tun, wir haben doch im Schützengraben zusammengelegt.“ Ich: „Seid ihr Kameraden, so gebt euch mal erst die Hände!“ Es geschieht. Ich: „So, nun habt ihr euch die Hände gegeben, und nun,

ihr beiden, kehrt marsch nach Kreuz, und ihr, (zu den Polen) ab nach Obra!“

Soweit die kleine Episode des Pfarrers Hegemann. Sie wirft ein bezeichnendes Licht auf die volkstümliche Weise, in der er die Gemeinde anzufassen verstand, und wenn der Staat auch nur klein war, so herrschte doch ein festes und vertrauensvolles Regiment.

Mit dem Erstarren der Front kamen für den Freistaat Schwenten ruhigeren Zeiten, und am 10. August 1919 faßte die Gemeinde in öffentlicher Versammlung den Beschluß, wieder zum Reich zurückzukehren.

Fast ein Jahr später, am 9. Juni 1920, tagte in dem gleichen Saale, der die schwersten Schicksalsstunden von Schwenten erlebt hatte, die Kommission der Entente. Man konnte dieser Kommission wirklich nicht im geringsten Maße Deutschfreundlichkeit vorwerfen, aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als nun auch ihrerseits den Freiheitskampf der Schwentener anzuerkennen und zu bestimmen, daß Schwenten bei Deutschland bleiben sollte.

Ein Mann hatte ein wenig in das Rad der Geschichte gegriffen und an einer Stelle schwerste Gefahren für unser Volkstum durch sein tatkräftiges Eintreten gebannt. Wer sich einmal klarmacht, was es bedeuten würde, wenn an der Oder hinter Neusalz polnische Grenzposten ständen, wird die Gefahr erst in ihrer ganzen Größe ermessen können. Hier hat die unverbildete Bauernschlauheit des Grenzdeutschen einmal das Versailler Lügengewebe zerrissen, und ihr danken wir es, wenn mit Schwenten auch die schiffbare Oder bis heute rein deutsch geblieben ist. Wie den Annaberg und seine tapferen Kämpfer im Südosten, so begrüßen wir daher in dieser neuen Gemeinde der einheitlichen schlesischen Provinz ein Sinnbild für den stets wachen Widerstandgeist unseres Grenzgaues!

Wenn einer Haß und Zwietracht sät,
 Weil er für sich Gewinn erspäht,
 Der ist ein Lump - und wer ihn kennt,
 Tut gut, wenn er sich von ihm trennt.

J. H. E. Büttner

VOM EINBAUM BIS ZUM TAUSENDTONNENKAHN

Fortsetzung

Dierlei war zusammengekommen, um Frankfurts Macht zu zerstückeln. Vergeblich suchte die Stadt, die einstige Größe zurückzuerobern. Durch den Friedrich-Wilhelms-Graben, wie der Oder—Spree-Kanal benannt ward, war es außerhalb des Handelsweges Breslau—Hamburg geraten, und der Rat konnte gegen die neue Grabenfahrt nichts unternehmen, wiewohl er fürchtete, daß Frankfurt durch die gänzliche Vorbeischiffung der schlesischen Handlung ruiniert würde. Der Kurfürst verhandelte mit den Vertretern von Frankfurt, Breslau und Stettin und bewog sie endlich doch, von ihren alten, überlebten Privilegien zu lassen, das Niederlagsrecht bröckelte entzwei und Breslau ließ sich nicht mehr ducken. Eine Kabinettsorder von 1810 tat den letzten Federstrich in dieser Angelegenheit und räumte fort, was etwa noch auf dem Papiere stand. Die schiffbare Oder war preußisch.

X.

Volle Entfaltung des Handels auf den Strömen ist erst durch Kanäle möglich, die aus den Flüssen ein Netz von bequem erreichbaren Straßen machen. Kanäle aber baute man in alten Zeiten herzlich wenig. Der Landesherr war nicht verpflichtet, die Wasserwege nachzusehen, und niemand erwartete von ihm Verbesserung der Handelsstraßen. Nur schühen sollte er, was sich an Menschen, Vieh und Waren-gut darauf bewegte. So mußte es lange dauern, bis man den Spaten nahm, um einen Graben zwischen Oder und Havel zu stechen. Aber im Jahre 1605 ließ Kurfürst Joachim Friedrich dennoch dieses Werk beginnen. Reitende Boten schwärmten ins Land und holten Teichgräber und Hand-arbeiter aus allen Winden herbei, bei Liebenwalde fingen sie zu graben an, aber das Werk war sehr beschwerlich, das „Gefindel“ riß heimlich aus und begab sich in die heimatlichen Dörfer zurück. Kurfürstliche Landreiter

V O N A L F R E D B Ö N S C H

sprengten hinterdrein, lasen die Knechte wieder auf und brachten sie in Ketten an die Arbeitsstatt. Gezwungenermaßen stach man an dem Graben weiter. Ansteckende Seuchen unterbrachen die Arbeit aufs neue, aber 1609 ging ein beladenes Schiff von der Havel durch den Kanal bis Schöpfung. Die Schleusen waren freilich nur aus Holz und so gebrechlich, daß sie dem kräftigen Gefälle nicht standhielten. Im Kriege verfiel der Kanal, und als man 1662 den Müllroser Schiffsgraben zu bauen begann, dachte keine Menschenseele an den eingefallenen und ganz verschwundenen Kanal von ehemdem. Im Jahre 1669 konnte der Görlitzer Handelsmann Martin Luft den Görlitzer Männlein und Weiblein berichten, daß der aus der Oder in die Spree gemachte Wassergraben nunmehr vervollständigt und voll Wasser sei, und daß täglich beladene Schiffe hin und wider gingen. Das war die neue Zeit. Als der erste Schiffer aus Hamburg mit seinen 30 Last Lüneburger Salz in Frankfurt einlief, glockten ihn die Bürger haufenweis gleich einem Fabeltiere an — aber sie mußten es glauben. Da sich die Schweden in Vorpommern eingerichtet hatten und Stettin aus dem deutschen Handelsverbande herausnahmen, machte sich der Friedrich-Wilhelms-Graben äußerst nützlich. Das Breslauer Haus Schmettau ließ im Jahre seiner Eröffnung gleich fünf Kähne mit Rote, Garn und Wachs nach Hamburg schwimmen — sie kamen alle wohlbehalten an und hatten Frankfurt nicht zu fürchten.

Die Lage änderte sich noch weiter ganz gewaltig, als Preußen 1720 Vorpommern und 1742 Schlesien gewann. Jetzt waren alle Voraussetzungen politischer Art zu einem einheitlichen Oderausbau gegeben. Als die polnische Teilung aber auch das östliche Hinterland den Hohenzollern in die Hände spielte, ward die Oder zu einer Handelsstraße erster Ordnung. Im Jahre 1772 ward der Neße-Brahe-Kanal gestochen und die Oder mit der Weichsel verbunden. Der Klodnikkanal erschloß das ober-schlesische Gelände im

Jahre 1790. Die napoleonischen Kriege warfen das Werk des Strombaues lange zurück. Die Reichsgründung 1870 gab auch hier den neuen Auftrieb. Der Fürstenberg-Kanal, die Umgehungskanäle bei Breslau, die Kanalisierung der Strecke von Cosel bis zur Neißemündung und weitere Strombauten machten die Oder zu einem Großschiffahrtsweg, der seine Bedeutung noch steigern wird, sobald die Verbindung zu dem großen südlichen Strome hergestellt sein wird. Dann wird ein Schiffsweg von der Nordsee bis ins Schwarze Meer bestehen, und er wird den Tausend-Tonnen-Kähnen angemessen sein.

XI.

Fast acht Jahrhunderte waren nötig, um aus einem wilden, unberechenbaren Naturstrome eine sichere Wasserstraße der Zivilisation zu machen. Die völlige Zähmung der Oder geschah durch die Deiche. Die ersten Deichbauten fallen in die Zeit der deutschen Kolonisation, die Siedler bauten den Boden der fruchtbaren Niederungen an und führten Sommerdeiche gegen das Hochwasser auf. Seit dem 13. Jahrhundert bestand schon ein gewisser Deichzwang, und die Beamten des schlesischen Herzogs besorgten die Aufsicht über die Deiche, doch bei der wachsenden Zersplitterung der schlesischen Zentralgewalt verfiel das Werk, und die Wehr- und Mühlenbauten machten alle bruchstückweisen Deichanlagen sinnlos. Im 15. Jahrhundert ward wenig zur Eindämmung des flusses getan, im folgenden nicht viel. Zwar hatte Kaiser Ferdinand ein scharfes Auge auf alles, was den Handel zu Wasser und den Ackerbau längs des flusses zu bessern vermochte. Schon erwog er die Regulierung der Oder unterhalb Breslaus und schärfte den Mühlenbesitzern die nötige Öffnung der Wehrzäune ein: Sein Tod aber machte die Ausführung des klug überlegten Werkes zunichte. Der Große Kurfürst vollendete 1668 den schiffbaren Graben zwischen Oder und Havel, Friedrich der Große aber griff die Regulierung großzügig an. Er ließ lange Strecken des flusses begradigen, Krümmungen durchstechen, Deiche und Schleusen errichten und so den schlesischen Oderlauf um etwa acht Meilen verkürzen. Durch die Urbarmachung des Bruches bei Wrietz eroberte er nach eigenen Worten im Frieden eine Provinz. Das Wasser der Oder wurde in ein neues Bett geleitet, ein Damm trennte die neue von der alten Oder, Wrietz verlor seine Lage am Ufer und rückte mit einem Schlage zehn Kilometer vom Strome weg, und als die alte Oder mit all ihren Nebengewässern sank, trat fruchtbarster Boden hervor. Die Bewohner des Bruches mußten das Fischergerät mit dem Pfluge vertauschen, Vorwerke und Siedlungen wurden geschaffen, und der König zog Lutherische aus Polen, öster-

reichische Flüchtlinge, französische Schweizer und sonstige nichtpreussische Deutsche als Kolonisten herbei.

Allerdings war die Arbeit flüchtig geschehen. Es staken noch immer zahllose Stämme im Grunde, die neuen Ufer blieben unbefestigt, und der Strom sollte das Bett des neuen Kanales selber erweitern, die Strömung aber wurde zu reißend und tat manchen Schaden, und überdies führte der zu schnelle Ablauf des Wassers zu niedrigem Stande im Sommer und legte die Schiffahrt auf Monate brach. Im ersten Jahrzehnt des nächsten Jahrhunderts wurde der Schaden der friderizianischen Regulierung gebessert. Die Buhnen als neueste Mittel zur Zähmung der Oder verwandelten ihr Gesicht. Als flache Steindämme liegen sie quer in der Strömung und zwingen den Fluß, das Geschiebe in den Buhnenfeldern abzulagern und selber das Bett durch bessere Vorflut zu säubern.

Noch immer aber war die Schiffahrt sehr gefährlich: Stämme, Wurzeln und Stöcke verursachten noch 1835 viele Unglücksfälle, die Wehre sperren noch immer bis Beuthen den Fluß und waren nur mit äußerster Vorsicht durchfahrbar. Wenige waren durch Schleusen zu umgehen, und die Schleusen konnten bei Hochwasser den Schiffsandrang nicht bewältigen. Die Schiffahrt war noch immer in engen Grenzen befangen, die uns als mittelalterlich erscheinen müssen. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts schien sie einem neuen, plötzlich machtvoll aufgetretenen Rivalen gänzlich zu erliegen. Die Eisenbahn riß auch den Güterverkehr an sich — mit ihrer schrecklich wachsenden Geschwindigkeit verglichen, blieb der beste Oderkahn nur eine traurig schleichende Schnecke. Daher vergaß man jetzt den Strombau. Neue Bauten wurden nicht mehr ausgeführt, die alten wurden brüchig und zerfielen, die Schiffahrtsdämmung schien anzubrechen.

Die Eisenbahn hatte den Wettlauf gewonnen und sah sich auf immer als unüberwindlichen Sieger: Der Übermut führte zum Frevel und ward für die Schiffahrt zum Retter. Die Eisenbahngesellschaften setzten unverschämte Frachtsäße fest, aber man hatte ein Mittel, sie zur Vernunft zu bringen: wettbewerbsfähige Wasserstraßen. Und so wandte man sich wiederum den abgehängten Oderkähnen zu und schaffte ihnen eine anständige Fahrinne, in der sie mit voller Ladung zu jeder Jahreszeit schwimmen konnten. Im Jahre 1874 wird in Breslau eine Strombauverwaltung eingesetzt, regelmäßig angelegte Buhnen engten den Fluß so weit ein, daß er auch bei Niedrigwasser die Sinkstoffe abschleppen konnte, Schleusen wurden gebaut, in denen ganze Schleppzüge Raum hatten, die Strecke von der Neißemündung bis Breslau wurde zum Kanal geändert, damit das tage- und wochenlange Warten der Kähne bei großem Gedränge vor

den Schleusen aufhörte. Alle diese Regulierungswerke machten die Oder zu der Wasserstraße, die sie heute darstellt. Aus dem einstigen rauhen, stacheligen Flußbett war ein glatter, gleichmäßiger Stromschlauch geworden, der das ganze Jahr hindurch, strenge Winter ausgenommen, schiffbar blieb. Gegen die sommerliche Austrocknung halfen die Talsperren und Staubecken, gegen die Überschwemmung die Dämme und Deiche, gegen die Verstopfung der Fahrinne die Bühnen und Bagger, gegen die Wehre die Schleusen oder die völlige Wegnahme des Saunes — das Menschenmögliche war Wirklichkeit geworden.

XII.

Vom Einbaum bis zum Tausend-Tonnen-Kahn — welcher gewaltige Weg durch den Fluß der Jahrhunderte. Die erste Urkunde aus dem Jahre 1211 läßt auf eine fünftonnige Schale schließen, und vier Jahrhunderte später war der Schiffsbauch kaum gewachsen: Mühlen und Stämme und hundert Gefahren hemmten den Aufschwung der Schifffahrt. Selbst durch die Arbeit Friedrichs des Großen wurden keine größeren Schiffe ermöglicht: Er hatte mehr den Ackerbau vor Augen. Erst die Gewerbefreiheit 1811 zwang die Schiffer, größere Kähne zu bauen, und erst im 19. Jahrhundert wuchs der Oderkahn mit ständig steigender Geschwindigkeit zu unserer heut bekannten Jille aus. Im Jahre 1816 gab es keine Jille, die über 30 Tonnen faßte, im Jahre 1842 betrug die höchste Ladefähigkeit 75 Tonnen, 1874 immerhin schon das Doppelte, 1887 gar schon 400, um die Jahrhundertwende war endlich das halbe Tausend erreicht. Der Kahn der Zukunft wird der Tausend-Tonnenkahn sein. Er wird die Häfen der Nordsee und Ostsee mit denen der Donau und des Schwarzen Meeres verbinden. Dann werden wir uns wohl begnügen, oder gibt es unbescheidene Leute unter uns, die einen Zweitausend-Tonnenkahn haben wollen?

Im Mittelalter wurde gesegelt, getreidelt, gestakt. Man legte Leinpfade an, auf denen die Pferde oder Menschen die Kähne zogen. Das blieb so bis ins vorige Jahrhundert, dann brachten die Dampfer den großen Umschwung. Hatte man früher bergwärts getreidelt und bei günstigem Winde gesegelt, so erkannte man jetzt, daß die Schlepperei durch einen Dampfer vorteilhafter war. In der ersten Zeit geschah es manchmal, daß ein Segelkahn einen Dampfer überholte, der eine Rotte Zillen bergwärts schleppte. Das ließen sich die Dampfer bald nicht mehr gefallen. Heute fahren die Zillen talwärts mit dem Gefälle, die großen setzen noch manchmal ein Segel, das letzte kümmerliche Restchen einer einstmaligen stolzen schönen Takelung. Wenn die Ladung Eile hat, gehen sie wohl auch zu Tal im Schlepptau, desgleichen wenn das Wasser fällt. Und jetzt gibt es auch schon Zillen, die ihren

eigenen Motor hinten haben, es ist seltsam genug, diese Zillen, sind sie nicht unter den Fahrzeugen, was die Kühe unter den Haustieren sind? Ein bißchen plump und schwer, bedächtig in jeder Bewegung, gutmütig und zuverlässig, und nun müssen sie im Trabe gehen!

Ja, ja, die Zeiten dulden keine Träumer mehr.

Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts waren sie fast nur aus Eichenholz gebaut. Seit den achtziger Jahren aber tauchen allmählich eiserne Zillen auf, und heute sind die hölzernen schon selten geworden.

XIII.

Heute sind auch die Unglücksfälle selten geworden. Die mittelalterlichen Fährlichkeiten sind gebannt. Der Oderschiffer hat nur wenig mehr zu fürchten, er kann seine Frau und seine Kinder mitnehmen, und er tut es als guter Ehemann und musterhafter Vater. Die Kinder gehen in die Schule, wo die Jille anlegt, nur die letzten zwei Jahre müssen sie regelmäßig erscheinen. Und die Frau kocht jeden Tag ein warmes Mittagessen und baut das warme Bett, und der Schiffer lehnt am Steuerruder und saugt an der Pfeife und ist ein Zigeuner des Wassers. Aber er hat Sinn für Blumen und zieht sich in farbigen Kästchen Nelken, Petunien, Astern und Pelargonien. Er ist auch ein wenig Gärtner. Mancher ist es sogar zu Lande. Mancher hat ein Stückchen Land zu Hause und drei Ziegen im Stalle, die seine Frau melkt. Oder auch Kühe. Und wenn er einmal alt ist, hat er ein festes Heim, und sein Junge kann den Kahn weiterführen. Wenn der Schiffer alt ist, hat er einen weißen Stoppelbart, und selbst die haarige Brust ist weiß geworden — haarig war sie schon von je.

Das Staken ist sicher kein Vergnügen. Der Schiffer stemmt sich gegen eine in der Achsel eingeklemmte Stange und tritt die Jille unter sich hinweg. Wenn er daneben tritt, fällt er ins Wasser. Und das kommt eben so sicher vor, wie ein gewiegter Kartenspieler einmal einen Skat verliert. Bei Glatt-eis und Raufreif ist es ganz besonders schlimm. Da ziehen sich die Oderschiffer Schandauer Filzschuhe an die Füße, aber die Sohlen saugen sich doch mit der Zeit voll Feuchtigkeit und werden glatt und gleiten aus. Und dann ist das Wasser so barbarisch kalt. Aber hinten schwimmt der Rettungskahn wie der junge Walfisch hinter dem Alten. Er ist geradezu fürs Angeln und Fischen geschaffen, aber der Schiffer darf nicht angeln, früher hat er es vielleicht getan, aber heute haben die Strompolizisten unheimlich scharfe Augen.

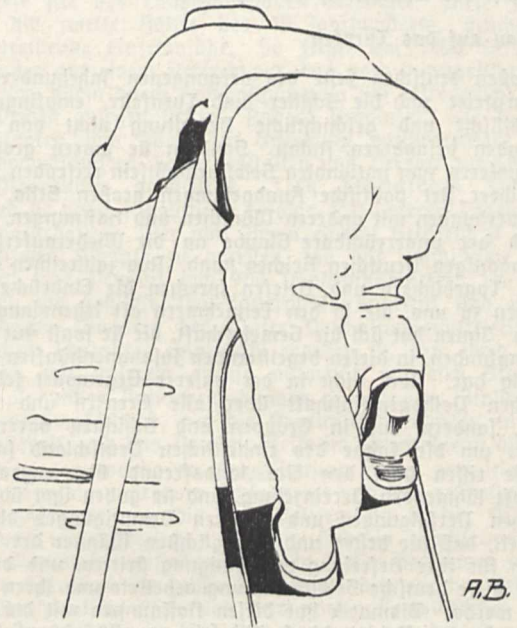
Heute machen die Schiffer ihre acht Stunden Nachtruhe, im Winter auch zehn. In der kalten Zeit liegen sie im Winter-

hafen und warten auf den Frühling. Und im Frühling fahren sie wieder los — stromauf, stromab, jahraus, jahrein. Früher war die Schifffahrt sehr gefährlich und wild, heute ist sie sicher und im Vergleiche behaglich — romantisch dagegen war sie niemals. Der Einbaumfahrer empfand sich noch nicht als Geschöpf außerhalb der Natur, und als der Mensch der Frühzeit lernte, sich als Sonderwesen gegen die übrige Natur zu empfinden, sah er stets nur ihre Feindlichkeit. Die Oderschifffahrt war eine herbe Notwendigkeit — die Schlesier brauchten Salz und Heringe und mußten ihre Waren ausführen. Zum Vergnügen fuhr nicht eine Seele. Erst spät im letzten Jahrhundert wurden die ersten Vergnügungsdampfer gebaut, die überdies noch oft als Schlepper Dienste tun, wenn die Jahreszeit Luftfahrten für die Städter nicht erlaubt. Den Städtern ist es vergönnt, die Schifffahrt romantisch zu finden — soweit er dies noch tun kann auf einem flusse, der von Menschen eingedeicht, verbuhnt, mit Schleusen ausgestattet, ausgebaggert, begradigt, vom Pflanzenwuchs gesäubert und zum Kanal geändert worden ist — wie nötig dieser Ausbau war, hat uns ein Blick auf die Geschichte der Schifffahrt gezeigt.

XIV.

Eine letzte Form der Oderschifffahrt hat sich durch Jahrhunderte hindurch in ihrer alten, primitiven Art erhalten: Es ist die flößerei. freilich scheint sie auf der Oder ganz zu schwinden. Ein floß an sich ist doch ein recht merkwürdiges Gebilde, es ist das Fahrzeug und die Ladung in einem, Form und Inhalt zugleich, ein logisches Kuriosum. Es ist in seiner Weise vom ersten Tage an ziemlich vollkommen gewesen, vollkommen im Sprachgebrauch der ernsthaften Denker: Mit allen Eigenschaften seiner Gattung ausgerüstet. Darum konnte es nicht wesentlich verbessert werden und tritt uns heute noch als unbeholfenes Urtier entgegen, und der flößer kann seine Frau nicht mitnehmen, wie es der Schiffer auf der Zille kann, wenn er verheiratet ist.

Ehe eine Oderschifffahrt auf dem Oberlaufe möglich war, ward schon die flößerei betrieben. Da schlugen sie in den Oderwäldern Holz, banden es am Ufer ein, statteten das floß mit einem einfachen Steuer aus und ließen es stromabwärts treiben, wo es überall zu Häuser-, Brücken- und Schiffsbauten, für Wehre, Mühlen und Geräte aller Art benötigt wurde. Das war schon lange vor 1200 so. Und durch alle Zeiten hindurch bummelten viele Plötzen oder Matätzchen die Oder hinab, und die Matätzchenbauern, wie die flößer noch vor einem Menschenalter hießen, errichteten sich eine Hütte, schütteten Stroh darein und kochten sich in einem Kessel über freiem Feuer ihre Suppe, ihren Kaffee



und das Fleisch. Manchmal hatten sie nicht einmal Zeit zum Essen, denn so ein floß ist schwierig zu behandeln, es muß gesteuert und gestakt werden, es darf an keine Zille rennen und wird mit Seilen in den Schleusen graben gezert. Wenn es gegen eine steinerne Landzunge prallt, die einen Kanal von dem Strome scheidet, geschieht noch immer allzu leicht, was früher den Zillen an den hölzernen Brückenpfeilern bei den engen und niederen Jochen geschah: Das Fahrzeug legt sich quer und ist nicht mehr zu halten. Die Zillen stießen mit dem Bug gegen die Brückenpfeiler und knallten dann mit der Breitseite dagegen, wobei sie oft genug zerbrachen. Das ist bei einem floße allerdings nicht so gefährlich.

Aber im ganzen genommen ist die flößerei doch immer noch vom Hauche der ältesten Zeiten umspielt, das floß ist unter den Schiffen, was da Blockhaus unter den Gebäuden: Die Apotheose der Primitivität, die Zufluchtsstätte einer romantisch gestimmten, jugendlichen Phantasie. Wir wollen hoffen, daß das floß zwischen den unendlich vielen Gefährten, die heute die Oder beleben, noch immer einen Platz findet: Zwischen den Schrauben-, Seiten- und Hinterraddampfern, den Zillen mit Berliner, Plauerer und Finowmaß, den Ruderbooten, Gondelkähnen, falt- und Paddelbooten, den Jollen und Barkassen und allem, was sich sonst herumtreibt zwischen Einbaum und Tausend-Tonnen-Kahn.

„Ihr lösch die lodrende Feuer nicht mehr...“

Rückschau auf das Turnfest

Die großen deutschen Feste des vergangenen Jahrhunderts, die Wartburgfeier und die Schiller- und Turnfeste, empfangen ihre zeitgenössische und geschichtliche Bedeutung nicht von ihrem wechselnden besonderen Anlaß. Sondern sie waren großartige Feiern unseres zum nationalen Selbstbewußtsein reifenden Volkes — in ihrer Art politische Kundgebungen großen Stils, hinter denen, verbunden mit anderen Wünschen und Hoffnungen, gleichbleibend der unverrückbare Glaube an die Wiederauferstehung eines mächtigen Deutschen Reiches stand. Aus zahlreichen Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen sprechen die Eindrücke dieser Tagungen zu uns, die in den Teilnehmern oft lebenslang nachwirkten. Ihnen bot sich die Gemeinschaft, die sie sonst nur in der Idee empfanden, in diesen begeisternden Zusammenkünften einmal sinnfällig dar. Noch nicht in der unserer Gegenwart selbstverständlichen Volksgemeinschaft über alle Grenzen und Stände hinweg, sondern nur in Gruppen und Schichten vorerst, die sich hier um die Fahne des einheitlichen Deutschland scharten. Aber sie rissen doch den Vaterlandsfreund überzeugend aus seiner oft lähmenden Vereinzelnung, und sie gaben ihm über alle kleinklichen Verfolgungen und äußeren Demütigungen die feste Gewißheit, daß die besten und beweglichsten Männer der Nation mit ihm für ihre Befreiung und Einigung stritten, und daß die Zeit für diese deutsche Selbstbefinnung arbeitete und ihren Erfolg krönen werde. Bismarck hat diesen Hoffnungen mit der Gründung des zweiten Reiches die freilich sehr unvollständige Erfüllung gebracht. Aber sie ist ein notwendiger Schritt auf dem Wege der großen deutschen Revolution, als welche uns das hundertjährige nationale Erwachen unseres Volkes erscheint, und sie streift an die Grenze des seiner Zeit und seiner großartigen Staatskunst überhaupt Erreichbaren. Die nationale Bereitschaft, die zu den großen Volksfesten geführt hatte und in ihnen weiterentwickelt worden war, ist ihm bei seinem Einigungswerk eine wesentliche Hilfe gewesen.

Ein Abbild des in diese nationalen Feiern eingefangenen Zeitgeschehens ist in der Darstellung des Loburger Turnfestes in dem großartigen Festspiel „Deutsches Volk in Leibesübungen“ vor zehntausenden von Breslauern vorübergerauscht. Die gleichen Breslauer und Schlesier aber, die sich von dieser bunten und bewegten Schau mit Recht begeistern ließen, wurden gleichzeitig während des 8. Deutschen Turn- und Sportfestes selbst zu handelnden im Sinne der hier angezeigten stolzen Überlieferung. Eine deutsche Turnerin aus dem Baltikum hat in der Rückschau auf die unvergesslichen Breslauer Tage beschrieben, wie das Zauberwort „Auslandsdeutsche“ alle Herzen und Türen der Einheimischen öffnete. Und tatsächlich hat die starke volksdeutsche Beteiligung dieser gewaltigsten schlesischen Kundgebung ihre tiefe und kraftvolle Bedeutung gegeben.

Diese besondere Bedeutung des Turnfestes ist von allen Seiten gleichmäßig erkannt worden. Die volksdeutschen Gruppen, und unter ihnen vor allem die zehntausende von sudetendeutschen Turnern und Turnerinnen, ließen sich in ihrem ganzen Auftreten von dem Augenblick an, wo sie aus ihren Sonderzügen stiegen, sichtbar von dem Bewußtsein leiten, daß sie die kämpfende Front des Gesamtvolkes vertreten. Die Binnendeutschen haben niemanden so innig und herzlich umjubelt, wie diese in Unfreiheit lebenden Volksgenossen. Die Spitzen von Bewegung und Staat, schließlich die anwesenden Minister, der Reichssportführer, der Gauleiter haben sich bei jeder Gelegenheit eindeutig zur gesamtdeutschen Volksgemeinschaft bekannt. Am Sonntag wuchs dieser allgemeine Zusammenklang der Herzen zum erschlürftesten Bekenntnis vor dem Führer zusammen. Konrad Henlein hatte

ihm zwei Tage vorher für die Gesamtheit der volksdeutschen Gruppen Ausdruck gegeben: „Wir sind alle unlösliche Teile des großdeutschen Volkes! Dem Manne, der Europa und der Welt das gewaltigste Beispiel eines friedlichen Aufbauwerkes gibt, dem Manne, der das deutsche Volk vor dem sicher scheinenden Untergang gerettet hat, diesem Manne schlagen die Herzen von Millionen deutscher Menschen auch außerhalb der Reichsgrenzen in tiefster Dankbarkeit entgegen. Dem Führer Adolf Hitler Sieg heil!“

Der Mann, der diese Worte sprach, führte allein mehr als dreißigtausend Turner und Turnerinnen nach Breslau, die mit dem gesammelten Ernst ihrer ganzen Haltung und in ihrer kleidsamen Tracht dessen Feststraßen bald ihr Gesicht aufdrückten. Diese prachtvolle Mannschaft, der sudetendeutsche Turnverband, ist in seinem heutigen Aussehen das Werk Konrad Henleins. In jahrelanger stiller Kleinarbeit hat er sich in ihm das Werkzeug für die spätere politische Einigung der in der Tschecho-Slowakei lebenden Deutschen geschaffen. Damit ist in diesem Gebiet der Not und des Selbstbehauptungskampfes früher und nachdrücklicher als in anderen deutschen Ländern der Gedanke wieder Wirklichkeit geworden, unter dem Jahn an die Turnerei heranging: die enge Verbindung von Leibesübung und völkischer Einfachbereitschaft! Und die begeisterte Zustimmung, mit denen Breslau, Schlesien und das Reich gerade die Sudetendeutschen und ihren Führer empfangen, zeigt, wie dieser enge Zusammenhang auch in seiner besonderen zeitgemäßen Bedeutung richtig verstanden wurde.

Die zahlreichen Volksdeutschen aus anderen Ländern, die in Breslau weilten, werden darüber nicht das Gefühl nach Hause mitnehmen, übersehen worden zu sein. Wie im vergangenen Jahre aus ihrer Reihe die Deutschösterreicher hervortraten, als besonders gedemütigte und im Mittelpunkt des Zeiterlebens und der allgemeinen Anteilnahme stehende Gruppe, so diesmal die Sudetendeutschen. Sie haben seit dem Frühsommer dieses Jahres eine neue Welle harter Übergriffe zu erdulden, die sich ein Kleinvolk erlaubt, das an Volkszahl fünfzehnmal kleiner ist als allein die mitteleuropäischen Deutschen. Und das diesem mächtigen Nachbarn unwägbare ideelle und materielle Geschenke verdankt. Auch die in Breslau anwesenden Besucher aus den Sudetendländern haben gezeigt, daß sie dieser unerhörten Gewaltherrschaft mit Juchz und zurückhaltender Entschlossenheit zu begegnen wissen. Die Breslauer Eindrücke aber werden ihnen bewiesen haben, daß sie auf diesem schweren und verantwortungsvollen Wege die wache Anteilnahme ihres ganzen Volkes begleitet und daß die 6½ Millionen Tschechen dabei letzten Endes nicht mit 3¼ Millionen Sudetendeutschen, sondern mit mehr als 80 Millionen Deutschen überhaupt zu rechnen haben. Dieser selbstverständlichen Hinwendung der höchsten völkischen Aufmerksamkeit an den im Augenblick am meisten gefährdeten Abschnitt der Gesamtgrenze aber gefellte sich während des Breslauer Turnfestes als weiteres Verbindungsmoment hinzu: die warme gesamtchlesische Gemeinsamkeit mit einem wesentlichen Teil der Sudetendeutschen und über diesen mit der ganzen Volksgruppe. Die Heimatliebe des Schlesiers ist sprichwörtlich, und sie umschließt längst nicht mehr nur die engere Provinz, sondern über deren Grenzen und die Bergkämme hinaus das ganze Stammland mit seiner unverfälschten schlesischen Eigenart. So kamen die meisten der sudetendeutschen Gäste in Breslau aus dem Kreise der nächsten Verwandtschaft gar nicht heraus, und sie durften sich hier zu Hause fühlen wie nur irgendwo in ihren schönen Tälern.

Viele Einsichten politischer Art, viele Brücken warmen, natürlichen Empfindens also haben dem Breslauer Turnfest über den reinen Gedanken der Leibesübungen hinaus und mit ihm auf das, engste verbunden eine großartige und zukunftsichere völkische Weihe gegeben. Eine gerade Linie ist dabei unverkennbar. Sie führt von der alten, schon in den Nachkriegsjahren bewährten Bereitschaft des Grenzlandes Schlesien über die unvergesslichen Erlebnisse des vorjährigen Sängerfestes zu der Kundgebung dieses Sommers. Nun kommt es darauf an, die Bereitschaft

der Feiertage unvermindert im stilleren Alltag zu erhalten und damit die Versicherung des Gauleiters wahrzumachen, daß Breslau und Schlesien, als die Stadt und der Gau der großen Volkstumsfeste, auch in Zukunft auf dem Posten sein werden. Das wird unser selbstverständlicher Dank an den Führer sein und die zahllosen Volksdeutschen, die die hinter uns liegenden Tage zu einem solchen einzigartigen Erlebnis werden ließen!

Kurt Franz.



Das Sprottebruch in der Raumgeschichte¹⁾

„Es scheint vielen auf den ersten Blick merkwürdig, daß gerade Historiker in das Sprottebruch fahren, um sich dort eine der vorzüglichsten Landschaftsumgestaltungen Schlesiens anzuschauen. Ist dies nicht nur Sache des Staatswissenschaftlers oder Geographen? Mitnichten. Der Historiker untersucht heute stärker denn je die Verbindung der geschichtlichen Ereignisse mit dem Boden. Ja, noch mehr. Er treibt in vielen Zweigen seiner Forschung Raumgeschichte oder mit anderen Worten die Geschichte der Landschaftsgestaltung im deutschen Volksboden. Angesichts der großen Erfolge, die hier im Sprottebruch von den Landeskulturbehörden, der Schlesischen Landgesellschaft und nicht zuletzt dem Reichsarbeitsdienst vollbracht worden sind, ist es Aufgabe des Historikers, den raumgeschichtlichen Ort und Sinn dieser großen Kulturleistung zu bestimmen.

Bei einem Überblick über den Ausbau des deutschen Siedelbodens wird deutlich, daß nach der Übervölkerung der alten, schon frühgeschichtlich genutzten Kulturböden die Landeserweiterung sich in drei, nicht überall regelmäßigen geschlossenen Ringen vollzog: zuerst wurde der die alten Freiflächen umschließende Wald gerodet. Dann gewann man, besonders in den Mündungsgebieten der deutschen Ströme, durch Eindeichung fruchtbare Alluvialauen und Schwemmlandböden. Und erst zuletzt ging man an die schwerste Kultivierungsaufgabe, die Trockenlegung und Besiedlung der vor allem in unseren geographischen Breiten so überaus zahlreichen Hoch- und Niederungsmoore.

Die ersten Versuche, Moore zu entwässern und in Kultur zu nehmen, gehen im deutschen Volksboden auf die Holländer zurück, die ja auch Meister im Deichbau waren. Am Ende des 14. Jahrhunderts begannen sie zum Zwecke der Torfnutzung mit der Melioration ihrer ungeheuren Moorflächen. Aber noch ein Vierteljahrtausend dauerte es, bis diese Bestrebungen nach Ostfriesland übergingen, wo etwa um 1630 mit der Moorkultivierung begonnen wurde. Damit trat diese inzwischen zur Siedlungsmaßnahme gewordene Bodenverbesserung eine Wanderung an, die, wie zuvor die holländischen Eindeichungskünste, in einem west-ost-gerichteten Kulturstrom das ganze norddeutsche Flachland durchzog, ja auch im Verlaufe der Neuzeit auf Süddeutschland und die Donauländer übergriff.

Diese ersten Versuche brachten — im großen gesehen — keinen dauernden Erfolg. Er war erst dem 18. Jahrhundert vergönnt. Es wurde zum Höhepunkt aller Moor- und Schwemmlandkultivierungen. Während im Norden die Hohenzollern Glanzleistungen einer friedlichen Landesvergrößerung in den weitgedehnten Brüchen ihres nicht gerade fruchtbaren Landes vollbrachten, entwässerte die große Gegnerin Friedrichs des Großen, Maria Theresia, das Laibacher Moor und legte die bairischen Kurfürsten das Donaumoos bei Ingolstadt und andere Ödlandstücken trocken. Die hannoversche Regierung begann mit der Kultivierung der ausgedehnten Hochmoore in den ehemaligen Herzogtümern Bremen und Verden und im Bourfanger Moor. Dieser gewaltige Fortschritt in der Landeskultur blieb den absolutistisch regierten und merkantil eingestellten Staaten vorbehalten. Ja, man kann

¹⁾ Gesehen bei der Besichtigung der Sprottebruch-Entwässerung durch das historische Seminar der Universität Breslau.

wohl sagen, daß ihr straffes zentralistisches Regiment die Staatsorganisation war, die am ehesten dieser gewaltigen Kraftanstrengung gewachsen war, welche die Bruchkultivierung erforderte. Das 19. Jahrhundert wählte für diese Arbeiten die Form der Genossenschaft, die viele achtbare Erfolge erzielte, im ganzen gesehen aber doch nicht die Durchschlagskraft aufbrachte, die diese Art des Landesausbaues verlangte. Diese Zeit, vor allem die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, brachte viele weitertreibende Einzelansätze. So zeigte um 1850 St. Paul in Ostpreußen auf einem Versuchsgut, daß nach durchgeführter Entwässerung allein durch Kompostdüngung sich ertragreiche Wiesen und Weiden anlegen ließen. Andere Provinzen, wie Pommern, und Staaten sind dann zur Gründung entsprechender Moorversuchswirtschaften, Landesanstalten und Vereine zur Förderung der Moorkultur geschritten. Trotz bedeutenden Fortschritts brachten sie keine endgültigen Erfolge. Erst unseren Tagen blieben diese vorbehalten. Wer von Ihnen einmal Gelegenheit hat, die Pontinischen Sümpfe zu bereisen, wo das faschistische Italien zur Zeit eine Provinz von 700 Quadratkilometern im Frieden gewinnt, wo zahllose Neu-Bauernhöfe angelegt sind und erst vor einigen Monaten der fünfte Verwaltungsmittelpunkt mit städtischem Charakter eingeweiht worden ist, dem wird sich ein Vergleich mit unserem ebenso autoritär regierten Staat und seinen planvollen Kulturbestrebungen aufdrängen. Italien besitzt im Frontkämpferbund, der die Pontinischen Sümpfe entwässert und besiedelt, und das Deutsche Reich im Arbeitsdienst diejenigen Organisationen, welche zur Durchführung solcher gewaltigen Aufbauarbeiten die ungeheure Schlagkraft und den zentralgelenkten Arbeitseinsatz besitzen, die zum Dauererfolg in der Bruch-Entwässerung unumgänglich notwendig sind, ja gewissermaßen ihr letztes Geheimnis darstellen. Auch in dieser Beziehung zeigt sich für den Historiker die große Ähnlichkeit, die manchen Leistungen der friderizianischen Zeit und dem nationalsozialistischen Kulturwillen eigen ist. Es ist für jeden von uns von besonderem Eindruck, wenn er hört, daß Friedrich der Große, der ja die Zügel der gesamten Staatsverwaltung stets fest in seiner Hand hielt, mehr als 30 Jahre unmittelbar an der Spitze des von ihm erst 1740 neugegründeten 5. Departements stand, das mit der Durchführung der Siedlung und Melioration beauftragt war und dessen Befugnisse sich nicht auf einzelne Provinzen, sondern auf ganz Preußen erstreckte. Friedrich der Große war also gewissermaßen 30 Jahre sein eigener Siedlungskommissar und Wirtschaftsminister. Welche Impulse dies im absoluten Staat auf die Dauer auslösen muß, können wir heute besser als die vergangenen Jahrzehnte verstehen, wo wir in einer Zeit leben, die sich ihre eigenen Organisationsformen für die Durchführung eines derartigen Landesausbaues geschaffen hat.

Wenn wir nun noch die im 18. Jahrhundert in Norddeutschland entstandenen Bruchsiedlungslandschaften vergleichend betrachten, können wir nach einer gewissen Verallgemeinerung etwa vier bzw. fünf Typen feststellen. Der erste ist in Ansähen in der Rastchen Balis, einem ostpreußischen Hochmoor an der Grenze der Kreise Ragnit und Pillkallen, von 1768 bis 1786 verwirklicht worden. Hier wurde die Streusiedlung Königshuld neben das meliorierte Bruch gestellt. Den zweiten Typ schuf Friedrich Wilhelm I. im Haveländischen Luch, wo die Siedlungen — es waren staatliche Vorwerke oder Viehzüchterkolonien nach holländischem Muster — auf niedrige Sandbänke, sogenannte Horste, mitten in den entwässerten Sumpf gestellt wurden. Den dritten, wohl bekanntesten Typ, stellt die Oberbruchlandschaft dar, in der von 1747 bis 1753 zahlreiche geschlossene Ackerbau- oder Gewerbesiedlungen, zum großen Teil mitten im eingedeichten Bruch, angelegt worden sind. Die Streusiedlungen, die man jetzt dort findet, sind erst im Verlaufe der Verköpplung am Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden. Besonders planvoll wirkt der unter Leitung des Geh. Finanzrats v. Brenkenhof geschaffene vierte Typ, der Warthebruch, der siedlungsmäßig in drei Zonen zerfällt. Am Rande erhielten die auf dem umgebenden Mineralboden liegenden alten Dörfer Entschädigungen für die im Bruch verlorenen Fischereirechtigkeiten. In der Mitte des Bruches,

in seinen unfruchtbarsten Teilen, wurden staatliche Dorwerke angelegt und die Zwischenzone mit dem besten Boden wurden den eng zusammengedrängten Büdner- und den aufgelösten reichen Bauernhöfen mit ihren gepflegten Baumreihen vorbehalten. Und endlich ein letzter Typ: Das große Moosbruch im südlichen Memeldelta, in welchem die Siedlungen mitten im Moos entlang der zum Verkehr dienenden Entwässerungsgräben und flußarme liegen.

In Schlesien sind im Gegensatz zu anderen preußischen Provinzen von Friedrich dem Großen nur wenig Versuche zur Entwässerung der Sümpfe gemacht worden. In den Waldgebieten Oberschlesiens dienten kleine meliorierte Sumpfstrecken als wertvoller Wiesewachs für die zahlreichen Kolonien, und im Sprottebruch versuchte sich, wie wir schon hörten, Friedrich der Große mit der Anlage von zwei Entwässerungsgräben im Norden und im Süden des Bruches. Aber auch in Schlesien gibt es Bruch- und Siedlungen aus friderizianischer Zeit, doch nur drei, zwischen Bartsch und Horle, wo die nach holländischem Muster eingerichteten Viehzüchter-Siedlungen Königsbruch, Wilhelmsbruch und Bartschdorf angelegt wurden, die am ehesten den Großbauernsiedlungen des Warthebruches ähneln. Hier im Sprottebruch nun liegt die neue Siedlung Hietelshagen nicht im Bruch, sondern wie bei dem zuerst genannten Typ am Rande des Sumpfes auf Mineralboden.

Ich bin am Ende. Ich glaube gezeigt zu haben, mit welchen Augen der Historiker das zu sehen haben wird, was uns draußen im Bruch gezeigt werden soll. Die Arbeiten im Sprottebruch werden dem Geschichtswissenschaftler und vor allem dem historischen Geographen zu einer Etappe im deutschen Landesausbau, in der Raumgeschichte unseres Volkes. Ereignisse der deutschen Landes- und Kulturgeschichte werden durch die im Sprottebruch gewonnenen Vorstellungen mit der unmittelbaren Erlebnisnähe erfüllt, die der Historiker zur Erforschung der deutschen Vergangenheit braucht. Aber nicht nur der Historiker der deutschen Geschichte, sondern auch der der Alten und Frühgeschichte wird hier in der Landschaft manches sehen, was ihn an seine Quellenstudien erinnert. Wir wissen nach den Ausgrabungen, daß bereits die begabten Völker in den von Mussolini besiedelten Pontinischen Sümpfen ein sinnvolles Entwässerungssystem besaßen, ehe die Römer nach Unterwerfung und Umsiedlung dieses Volkes Kultur und Landschaft verfallen und veröden ließen."

Herbert Schlenger

FILM

Noch klingen in uns die Tage des ersten Deutschen Turn- und Sportfestes nach, die mit der Volksdeutschen Feierstunde auf dem historischen Breslauer Schloßplatz ihren Auftakt nahmen und vor dem Führer am Tage des Bundes machtvoll ausklangen. Dazwischen lagen sportliche Kämpfe und Siege, kulturelle Volkstumsveranstaltungen und Ausstellungen, die diese Tage zu einem starken Bekenntnis zum Deutschtum werden ließen. Die Millionen Deutschen in aller Welt, die jene Tage nicht selbst in Schlesiens Hauptstadt miterleben konnten, wurden durch den Rundfunk Ohrenzeuge jenes stolzen Festes der deutschen Leibesübungen, und nun bringt auch der Film in seiner Wochenschau einen packenden Bild- und Tonbericht von dem Aufmarsch der Hunderttausende, die hinter den Fahnen des Reichsbundes marschierten. So sind wir noch einmal Zeuge jener Kundgebung der Volksdeutschen aus allen Ländern, die in endlosen Reihen tief gegliedert auf dem nächtlichen Schloßplatz standen und in ihrem Herzen den Schwur für Deutschland mitgeschworen, der hinausklang in die Nacht in dem Lied „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen . . ." Wir sehen die Mannschaft im zähen, harten Wettkampf, wir sehen den anmutigen Reigen der Frauen und

die verhaltene, konzentrierte Kraft in den Leibesübungen der Männer. Aber all diese stolzen Bilder verblaffen vor dem unergründlichen Bildbericht vom Vorbeimarsch vor dem Führer. Da marschieren sie vor dem Führer aller Deutschen vorbei, die junge Mannschaft aus dem sudetendeutschen Lande, die Mädel und Männer und Frauen, die Brüder aus Siebenbürgen und dem Banat, und dann stauen sich plötzlich die marschierenden Kolonnen vor der Tribüne des Führers, und sie recken die Hände hinauf zu ihm und lachen und weinen vor Glück. Was nur die wenigsten sahen, diesen Ausbruch aus einem gequälten und doch so hoffnungsvollen Herzen, das hat der Film mit seiner überzeugenden Unbestechlichkeit und Wahrfastigkeit für alle Zeiten und für die vielen Millionen, die diese Wochenschau sahen und sehen, festgehalten. Und er ist zugleich die überzeugendste Widerlegung aller Lügengepinste des Auslandes, das die Begeisterung und den Jubel der Hunderttausende nicht wahrhaben möchte. So ist die Wochenschau von den Tagen des Deutschen Turn- und Sportfestes in Breslau der erhebenste und packendste Filmstreifen der letzten Monate.

An bedeutenderen Erstaufführungen waren diese hochsommerlichen Wochen arm. Der lang erwartete Hans-Albers-Film

„Fahrendes Volk“

fand in den Tagen des Turnerfestes seine Erstaufführung in Breslau; als Vorbote für die kommende Winterproduktion der Ufa lief bereits der Film

„Was tun, Sibylle?“

mit Jutta Freybe in der Hauptrolle an, der uns Schlesiener vielleicht deshalb noch etwas näher berührt, weil das Drehbuch von dem früheren Breslauer Heinz Bierkowsky mitgestaltet wurde.

Über den großen Teich hat schließlich auch der von seinen Herstellern bombastisch angekündigte Sonja-Frenie-Film

„Die Eiskönigin“

nach Schlesien gefunden; aber von dem so reichlich im voraus angekündigten Ruhm ist nichts übriggeblieben als eine ebenso unwahrscheinliche wie verniedlichte Handlung und der übliche Kulissenzauber, made in Hollywood. So nimmt man mit etwas befangenem Herzen Abschied von dem Bild jener frischen und unbefangenen Sonja Frenie, wie sie uns noch im Gedächtnis war von den Olympischen Spielen.

Aus der Vielzahl der übrigen, dem sommerlichen Durchschnitt angepaßten Filme jeden Genres sollen u. a. kurz noch zwei Filme erwähnt werden, die das verdienen:

„Ich liebe Dich“

mit Luise Ullrich und Viktor de Kowa, ein lustiges, von Problemen unbeschwertes Spiel zweier junger Menschen nach einer raufschendenden Faschingsnacht mit den grotesken Spielereien und Unwahrscheinlichkeiten, die zu einem frischen Liebesstreit gehören.

In eine ganz andere Atmosphäre führt der zweite Film

„Mordsacheholm“.

Selten ist ein Kriminalfilm mit einer solchen spannenden Handlung, aber auch mit einem solchen Verantwortungsbewußtsein seiner Hersteller gedreht worden, wie dieser. Logisch klar durchdacht und zu Ende geführt, regielich bis ins kleinste Detail ausgefeilt, ohne jede Unwahrscheinlichkeit und ohne Gedankenprüfung, ist dieser spannende Stoff aus dem Leben, wie es wirklich ist, gegriffen. Der Grund dafür mag in der Tatsache liegen, daß dieser Film in enger Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei gedreht wurde. Der Zuschauer erhält hier einen Einblick in die polizeiliche Ermittlungstätigkeit, wie sie sich wirklich abspielt von der ersten Meldung bis zur Entlarvung des Täters.

In diesen Tagen haben die großen deutschen Filmgesellschaften bereits ihre

Pläne für den kommenden Winter

veröffentlicht. Ein Teil der angekündigten Filme ist bereits unter Dach und Fach, oder richtiger in den Ateliers, so u. a. der Ufa-

Wenn der Herbst kommt

finden Sie
wärmende Kleidung für Damen u. Herren
Kostüme und Mäntel, Ostmark-Kleider
Anzüge, Ulster und Mäntel, Sportanzüge
in nur guten Qualitäten bei

William Kramer
Breslau, Schweidnitzer Str. 38/40

Film „Preussische Liebesgeschichte“, dessen Außenaufnahmen vor einiger Zeit im Riesengebirge gedreht wurden und der von der hoffnungslosen Liebe des jungen Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., zu der schlesischen Prinzessin Elisa von Radziwill berichtet. 34 große Spielfilme hat die Ufa für den kommenden Winter angekündigt, 28 die Terra. Während die Ufa an großen geschichtlichen Stoffen einen Film um „Maria, Königin von Schottland“ mit Jarrah Leander in der Titelrolle und die bereits erwähnte „Preussische Liebesgeschichte“ mit Lida Baarova und Willy Freitsh herausbringt, greift die Terra auf die erfolgreichsten Romane der Weltliteratur zurück und verfilmt Selma Lagerlöfs „Gösta Berling“ mit Gustaf Gründgens in der Hauptrolle und Fontanes „Effi Briest“, der unter dem Titel „Der Schritt vom Wege“ anlaufen wird. Das Interesse, das jeder Deutsche der Fliegerei entgegenbringt, findet seinen Ausdruck in dem Fliegerfilm der Ufa „Pour le mérite“ und in dem Terra-Film „Ziel in den Wolken“. Der erste Film um den Rundfunk, „Stimme aus dem Pether“, wird in den Ateliers der Terra gedreht, für die Terra wurden auch u. a. Martha Eggert, Jan Kiepura und Heinz Kühmann verpflichtet, während die Ufa außer den bereits erwähnten Darstellern Lil Dagover, Käthe von Nagy, Paul Wegener, Paul Hartmann und viele andere Künstler von Format in ihren Filmen herausstellen wird. Daneben sind natürlich hier wie dort die Mehrzahl der Filmstoffe aus dem Alltag um uns gegriffen, so u. a. bei der Ufa die von der Bühne her erfolgreiche Komödie „Jochen Huths „Ultimo“, „Altes Herz geht auf Reise“ nach dem Roman von Fallada, „Brücke ins Leben“ — ein Film von den Reichsbahnbahnen, „War es der im 3. Stock?“ nach dem Roman von Frank f. Braun und bei der Terra „Steputat & Co.“ mit Hans Brausewetter, „Du und ich“, „Schatten über St. Pauli“ und andere. Wir können also den Filmen der kommenden Monate mit starken Erwartungen entgegensehen.

Helmuth Wagner.

KRAFT DURCH FREUDE

Tatü — tatah — — das war SM. persönlich: vor 25 Jahren. Warte nur, bald tatüßt du auch ... Jeder sein eigener „SM.“ im eigenen Auto!

Was „SM.“ heißt? Vor 25 Jahren war das „Seine Majestät“, der Herr Kaiser. SM. war Trumpf.

SM. ist auch heute wieder Trumpf. Denn heute heißt dieses Stichwort „Spar-Mann“ oder „Spar-Marke“ — kannst du's fassen??

Keiner darf fehlen — beim KdF.-Wagen!!

Sachte, sachte! So von heute auf morgen geht's nicht.

Du willst also SM. werden. Wie das zu machen ist? Ganz einfach:

Bald wird ein Plakat in allen Dienststellen der DAF., der KdF. und in allen Betrieben erscheinen; und Ende August werden dir die KdF.-Warte einen Prospekt mit bunten Bildern und genauen

Angaben anbieten, den du dir für 20 Pfennige kaufen kannst, wenn du ganz genau Bescheid wissen willst.

Dreierlei Wagen wird's geben: den geschlossenen (auf Deutsch: Limousine), den Wagen mit Faltdach (Deutsch: Cabriolimousine) und den offenen (das „Phaeton“ — schön, nicht? Und es klingt so elegant!) Der offene Wagen wird aber erst ganz zuletzt gebaut; wenn du dich auf ihn verspitzt, dann mußt du noch etwas warten. Die Wagen werden zunächst alle dunkel-graublau lackiert sein. Die Farbe, die deiner Frau (oder Freundin) am besten zu Gesicht steht, kommt auch erst später dran, denn das hat Zeit. Der geschlossene Wagen kostet 990,— RM., die anderen Ausführungen 60,— RM. mehr. Der Motor hat 24 PS und kann eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 100 Kilometer halten. Was meinst du, wie du damit losbraufen kannst!

Jeder deutsche Volksgenosse kann den Wagen kaufen, alt und jung, Männlein und Weiblein, Mitglied der DAF. oder nicht. Du mußt dir bei deiner DAF.- oder KdF.-Dienststelle ein Antragsformular beschaffen, es genau ausfüllen und selbst unterschreiben. Bei Ehefrauen oder Minderjährigen muß der Mann (ganz ohne die Männer geht's halt eben doch nicht!) bzw. der gesetzliche Vertreter mit unterschreiben. Den ausgefüllten Antrag gibst du dem KdF.-Wart deines Betriebes ab. Dieser Antrag enthält ein Merkblatt, aus dem du alles Nötige über das Sparen, deine Verpflichtungen, die Lieferbedingungen usw. erfährst. Merk es dir: Dieser Antrag ist ein Bestellschein, den du nicht mehr rückgängig machen kannst. Du wirst, sobald deine Angaben geprüft sind, gegen eine Gebühr von 1,— RM. deine erste Wagenparkkarte bekommen. (Wenn dir jemand erzählen will, du darfst dir den KdF.-Wagen nur von einer gewissen Einkommenstufe an oder nur bis zu einem bestimmten Gehalt kaufen, dann laß ihn meckern, er gönnt ihn dir wahr(scheinlich) nicht.)

Gespart wird mit Marken zu 5,— RM., die alle Wochen zu kleben sind. Du wirst sie bei den KdF.- und DAF.-Dienststellen bekommen. Ist deine erste Karte voll — es gehen 50 Marken darauf! —, dann holst du dir stolz deine nächste, sie kostet dich keine Gebühr mehr. In die wöchentlichen Raten von 5,— RM. ist eine Haftpflicht- und Kaskoversicherung eingeschlossen, die nach Lieferung des Wagens zwei Jahre lang gilt. Für die teureren Sonderausführungen des Wagens gibt es außerdem Sparmarken zu 4,— RM., auch die Transportkosten vom Werk nach deiner Gaustadt kannst du mit 4,— RM.-Marken sparen. Du kannst dir aber deinen Wagen auch selber abholen — keine Angst, du brauchst deswegen nicht etwa nach Fallersleben zu tipeln: die KdF. wird, wenn es soweit ist, eine gemeinsame Fahrt nach bewährtem Muster organisieren, und da wirst du dir das Werk, das deinen Wagen baut, sogar persönlich ansehen können.

Wenn du es sehr eilig mit der Fahrt ins Grüne hast, dann kannst du natürlich auch jede Woche mehrere Marken zu 5,— RM. kaufen; du kannst sogar alle Marken auf einmal haben, wenn du es durchaus willst — nur darfst du dir nicht etwa einbilden, daß du heute deine 200 Marken bezahlst, daß morgen die Fabrik bis zum letzten Schornsteinkranz fertig ist und übermorgen dein Auto (schon vor der Haustür steht — soooo schnell geht das nicht! Bis 1940 mußt du auf alle Fälle noch warten. Wenn du beizeiten anfängst, jede Woche deine 5,— Emm zu betappen, also sozusagen Schraube für Schraube und Stück für Stück sammelst, dann hast du deinen Wagen 1942 beisammen.

Wenn das Volkswagenwerk fertig sein wird — stell dir vor: es wird die allergrößte Fabrik auf der Erde sein, und an Leistung

SCHRIFTTUM

wird sich sogar Herr Ford in Amerika vor ihr verstecken müssen! — dann bekommt jeder Gau eine bestimmte Anzahl Wagen (er hat sie schon vorher zugeteilt erhalten, damit keiner zu kurz kommt!), ein „Kontingent“, wie man das nennt. Du aber hast nach deiner dritten vollen Sparkarte eine Bestellnummer bekommen, die die Reihenfolge der Auslieferung innerhalb der einzelnen Gaukontingente regelt. Du brauchst also, wenn du eben nicht mehr als wöchentlich 5,— RM. anlegen kannst, keine Bange zu haben, daß dir dein Nachbar, der vielleicht jedesmal 10,— RM. spart, deinen Wagen wegschnappt und du länger warten mußt. Auf deiner ersten Sparkarte wird nämlich das voraussichtliche Lieferjahr eingetragen, in dem du deinen Wagen bekommst. Damit hast du die Gewähr, daß du ihn, wenn du regelmäßig sparst, auch zur richtigen Zeit hast. Wenn du dir Zeit läßt mit dem Sparen, dann mußt du freilich warten. Aber eins mußt du dir nur klar sein: sobald du deinen Antrag auf den Volkswagen abgegeben und die erste Sparkarte erhalten hast, dann kannst du von dem Kaufe nicht mehr zurücktreten. Nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, bei denen deine soziale Lage die Hauptrolle spielt, kann eine Genehmigung zur Rückerstattung der eingezahlten Gelder (unter Abzug eines gewissen Betrages für Verwaltungsgebühren usw.) gewährt werden.

Und noch etwas:

Es wird auch im Zeitalter des Volkswagens nicht jeder als Kennfahrer und mit Führerschein geboren. Du wirst also, wenn du bisher im Auto höchstens gefahren worden bist, selbst aber nie ein Auto gefahren hast, erst einmal lernen müssen, daß ein Auto kein Kinderwagen ist. Du meinst vielleicht auch, daß es mit der Garage so eine Sache sein wird — wir wollen das mal alles mit Ruhe abwarten. Die KdF. hat schon Schwierigeres fertiggebracht. Sie wird also auch die richtigen Lösungen finden, daß du dir den Fahrunterricht und für deine Sonntagsfuhrer eine Bleibe leisten kannst.

So, nun wäre also alles in schönster Ordnung, und das freut einen denn auch. Nicht?

Aber sicherheitshalber wollen wir noch einmal kurz wiederholen. Schreib dir die 10 Gebote am besten ab und hänge sie dir übers Bett, da kannst du jede Nacht von deinem Wagen träumen:

1. Antrag ausfüllen und beim KdF.-Betriebswart abgeben.
2. Die erste Wagenparkkarte gegen 1,— RM. Gebühr entgegennehmen.
3. Sparen — jede Woche mindestens 5,— RM.
4. Sparen.
5. Weiter sparen.
6. Fahren lernen. Wie — das wird die KdF. noch sagen.
7. Sparen.
8. Dolle Karten sofort bei der zuständigen KdF.-Dienststelle umtauschen.
9. Sparen.
10. Wagen abholen, und los kann's gehen.

Merke dir:

SM. heißt Spar-Marke. SM. ist Trumpf. Und KdF. heißt in vier Jahren: Kannst dich freuen — kiek — da fährt's!

Tatuh — tatah — — jeder mit seinem eigenen Heckmotor ins Grüne. v. E.

Das Deutschtum in Polen. Ein Bildband. Teil 3: Das Deutschtum in Posen und Pommerellen. Unter Mitwirkung von Dr. Alfred Lattermann, herausgegeben von Viktor Kauder. Plauen i. V. Günther Wolff. 1937. 112 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Dieses Heft ist die jüngste ernsthaft veröffentlichte über das Deutschtum des Posener und ehemals westpreussischen Landes und damit auch über den stammchlebschen Südstreifen der verlorebenen Provinz. Der Hauptteil des Bandes wird von Bildern eingenommen, die mit knappen, aber sehr inhaltsreichen Erläuterungen versehen sind und die die Landschaft und Kunst der deutschen Siedlungsgebiete, deren Aussehen und wichtigste Erwerbszweige, völkische Einrichtungen und Menschentypen darstellen. Zwei Übersichtskarten, die nach der polnischen Volkszählung von 1931 gearbeitet sind, unterrichten über die absolute Zahl der Deutschen (nach der Punktmethode) und über ihre kreisweisen Anteilziffern in den Städten und auf dem offenen Lande. Die Einleitung des Heftes ist besonders wichtig. Sie beschreibt in knappstem Umriß Geschichte, Stammeszugehörigkeit, Gesellschaftsaufbau und Leistungen der deutschen Volksgruppe, ihre Zahl, ihre überaus hohen Menschen- und Bodenverluste, ihre bevölkerungs- und kulturpolitische Lage. Für unsere Arbeit ist dieses Heft unentbehrlich. E. B.

Willi Schöber: „Edspfeiler Frauastadt“. Grenzmarkführer Nr. 4. Heimatblätter - Verlag, Schneidemühl. 1937. 46 Seiten, 19 Abbildungen. 0,80 RM.

Das schmale Bändchen ist mit der ganzen Liebe des kenntnisreichen Heimatfreundes geschrieben, die auch aus seinem unserem Heft beigegebenen Beitrag spricht. In den vier Abschnitten des Heftes: Geschichte des Gemeinwesens, Wirtschaft, geistiges Leben und Gegenwart tritt das seltsame Schicksal dieser Stadt vor uns, die nach jahrhundertelanger Trennung nun auch verwaltungsrechtlich wieder zu Schlesien zurückgekehrt ist. Denjenigen, die sich aus diesem Anlaß näher mit ihr beschäftigen wollen, sei dieses sehr unterhaltsame und inhaltsreiche Büchlein warm empfohlen. Für eine Neubearbeitung halte ich eine kleine Übersichtskarte über das Frauastädter Ländchen für wünschenswert. E. B.

Rudolf Jahn: „Konrad Henlein“. Leben und Werk des Turnführers. 186 Seiten, 9 Bilder. Adam Krafft-Verlag, Karlsbad, Drahowitz, Cp. 1938. Zweite erweiterte Auflage. Kart. 2,30 RM., Lwd. 3,50 RM.

Das Breslauer Turnfest und der nachhaltige Eindruck, den das geschlossene Auftreten der sudetendeutschen Turner dort hinterließen, haben Konrad Henlein nur noch stärker in den Mittelpunkt der reichsdeutschen Anteilnahme gerückt. Über ihn und sein Werk, die neugefaltete sudetendeutsche Turnbewegung, berichtet in diesem Buch einer seiner engsten Mitarbeiter. Henlein wurde 1898 in Maffersdorf bei Reichenberg geboren,

Privatschule für Kurrent- und Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Alle Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 21305

Tanzschule

Frau Else Gebel

Breslau, An der Dorotheenkirche 3 (Sansen)

Anmeldung zu allen Kursen ab 1. Oktober werktags 16 — 18 Uhr

rückte 1916 als Kriegsfreiwilliger an die Front, kommt erst 1919 aus italienischer Gefangenschaft nach Haus, wird Bankbeamter und im stillen immer leidenschaftlicher Turner. Nachdem er am heimischen Turngau schon maßgeblich mitgearbeitet hat, vertraut ihm 1925 der Ascher Turnverein, der älteste Österreichs, seine Turnlehrerstelle an. Hier gründet Henlein 1931 die Ascher Turnlehrerschule, im selben Jahre wird er Verbandsturnwart des gesamten Sudetendeutschtums, 1933 zeigt er mit 20 000 Turnern und Turnerinnen beim Saazer Turnfest, was inzwischen geleistet wurde, kurz bevor er als politischer Führer seiner Volksgruppe hervortritt. Über die Gedanken, die Henlein bei seinem Erneuerungswerk an der sudetendeutschen Turnbewegung geleitet haben, unterrichtet unter Heranziehung vieler persönlicher Äußerungen ausführlich der zweite Teil des Buches.
E. B.

Joadhim Reinhardtstein: „Feuerbrand in Kärnten“. Verlag Ullstein, Berlin. Geb. 2,85 RM.

Das Buch führt den Untertitel „Der Heldenkampf eines Volkes“ und entrollt vor uns das heroische Kapitel des Kampfes der Kärntner um ihr deutsches Volkstum. Die geschlagenen Heere fluten zurück durch Kärnten. Aber trotz der Niederlagenstimmung rafft sich der Kärntner noch einmal auf, in dem Augenblick, als er und sein Land an Südslawien gegeben werden sollen. Er nimmt auf eigene Faust den Kampf mit der übermächtigen Armee des südslawischen Gegners auf. Zwar wird er geschlagen, aber sein Freiheitskampf hat sogar die tauben Ohren in Paris geöffnet. Das Land fällt wieder an Österreich zurück. Von diesem historischen Hintergrund heben sich die handelnden Personen ab: Bauern, Soldaten, Angestellte und andere. Verbissene Kämpfernaturen und dazwischen heimatloses Gesindel, das sich immer und überall auf der Seite findet, der das Glück lächelt. Gerade in den heutigen Tagen, wo auch das Kärntner Land mit dem übrigen Österreich ins Reich heimgefunden hat, kann uns das Buch viel geben, das in seiner Darstellung nicht nur von poetischer Kraft getragen ist, sondern dessen Verfasser selbst als Kämpfer in dies Großgeschick eingriff.

Deutsche Städte- und Bauernkultur im Handbuch der deutschen Volkskunde.

Von dem bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. in Potsdam erscheinenden, von Dr. Wilhelm Pöfeler, dem Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover herausgegebenen „Handbuch der deutschen Volkskunde“ sind weitere Lieferungen erschienen, die dieses große und grundlegende Werk um wertvolle Beiträge bereichern. Überaus auffallend ist die Darstellung der „Siedlungsformen“ von Prof. Dr. Geißler, der die verschiedenen Grundrißformen und ihre Verbreitung schildert. Wenn wir etwa sehen, wie Warschau, Krakau und die baltischen Städte in der typisch deutschen Gitterform erbaut sind, so wird daran die städtebildende Kraft des Deutschtums deutlich. Mit dem deutschen Stadtrecht verbreitete sich auch die deutsche Grundrißform und die deutsche Stadtkultur weit über die Reichsgrenzen nach Osten bis tief nach Rußland hinein.

Sind so diese Grundrißformen der Städte ein gewaltiges Zeichen deutscher Volkskultur, so nicht minder das deutsche Bauernhaus, daß Pöfeler in seiner Vielseitigkeit und Formenfülle mit größter Sachkenntnis und Begeisterung für sein Stoffgebiet schildert. Vom

Niederfachsenhaus bis weit gen Süden und Osten hat sich hier deutsche bäuerliche Volkskraft in ihren Häusern ein Denkmal gesetzt, dessen Darstellung im Rahmen dieses volkshundlichen Handbuchs besondere Bedeutung gewinnt. Eine willkommene Ergänzung hierzu bietet der Beitrag von Dr. H. Marzell über den „Bauergarten“, die Schilderung der eigentlichen „Bauernpflanzen“ und ihrer Bedeutung im Glauben und Brauch des Volkes. Prof. Dr. Spamer gibt im Anschluß daran eine eingehende Schilderung von Sitte und Brauch des deutschen Volkes, Pöfeler widmet der Dorfkirche und dem Dorffriedhof in deutschen Landen eine fesselnde Betrachtung, und Dr. Friedrich Maurer nimmt das wichtige Kapitel der Sprachgeographie in Angriff. So rundet sich das Handbuch der deutschen Volkskunde mit jedem Beitrag immer mehr zu der großen wissenschaftlichen Darstellung der Lebensäußerungen des deutschen Volkes, soweit sie als Gesamtleistungen erkennbar sind. Die allgemeinverständliche Art der Schilderung, die reiche und schöne Gebildung mit Farbtafeln und ausgefuchten Textbildern machen das Handbuch einem großen Leserkreis willkommen.

Bruno Hübler: „Volk im Schatten“. Brunnen-Verlag, Berlin, Willi Bischof. 4,50 RM.

Ein Schicksal rollt vor unseren Augen ab, eins von tausenden. Das Schicksal des sudetendeutschen Menschen, der als Bürger eines ihm fremden Staates getreu seiner Bürgerpflicht in diesem Staate auch unter fremder Fahne seinen Wehrdienst leisten muß. Dienst in einer Armee, deren ganzes Sinnen und Trachten den Haß gegen sein eigenes Volkstum gilt. Dieses Buch ist ein Zeugnis des Opferganges, den jedes Jahr tausende deutscher Volksgenossen antreten, der das Deutschtum drüben den härtesten Proben unterwirft, aber zugleich alles Unrechte aus seinen Reihen ausmerzt und nur das übrigläßt, was stark genug ist, auch die schwersten Stürme zu überdauern.

G. Hyskel: „Geschichte der Stadt Ratibor.“ I. Teil. Frühzeit bis 1336. Verlag: Verkehrsverein Ratibor OS. 47 S.

Im Auftrage des Verkehrsvereins der Stadt Ratibor veröffentlicht G. Hyskel eine Geschichte der Stadt, von der bisher der erste Teil vorliegt. Er umfaßt die Frühzeit der Stadt bis zur Zeit des Herzogs Lestko und behandelt in den einzelnen Abschnitten die Geschichte der alten Kastellami, die Gründung und den Ausbau der neuen „auf grünem Rasen“ nach magdeburgischem Recht entstandenen deutschen Stadt, Herkunft, Zusammensetzung und Gerichtsbarkeit der Bürgerschaft, die Bedeutung des deutschen Rechts und schließlich die Schicksale der Stadt unter den einzelnen Herzögen der oberösterreichischen Pfaffenlinie. Die wissenschaftlich einwandfreie und ansprechende Darstellung soll in absehbarer Zeit die alte überholte „Geschichte der Stadt und Herrschaft Ratibor“ von Welzel ersetzen. Leider läßt die drucktechnische Ausgestaltung zu wünschen übrig.
f. K u c h e n b u c h

Emanuel Stielberger: „Der Reiter auf dem fahlen Pferd“. Verlag J. F. Steinkopf in Stuttgart. 6,80 RM.

In seinem Buch versucht Stielberger uns die Entwicklung des Reiches des Dschingis Khan und seiner abendländischen Gegenspieler zur Darstellung zu bringen. Schier unfaßbar für unsere europäischen Begriffe formt sich im Innern Asiens durch die eisen-

harte Faust eines Mannes ein Riesenreich, das all die vorher bestehenden hochkultivierten asiatischen Reiche verschlingt. Eine Idee ist es, die den Dschinggis Khan beseelt: Er will die ganze Welt erobern. Fast kindlich kommt uns diese Idee vor, wenn wir die Darstellung berücksichtigen, die er und seine Zeit von der Welt und ihrer Ausdehnung haben. Sehen wir uns aber die brutale Grausamkeit an, mit der er seine Feldzüge durchführt, die geniale Organisation, die er seinem Heere gibt, und die von einer unbändigen Willenskraft getragenen Kriegszüge, die ihm immer und immer wieder den Erfolg geben, so müssen wir zugestehen, daß er der Mann gewesen wäre, diese Idee zu verwirklichen. Nur die Kürze der Lebenszeit hindert ihn, seinem Ziel das er in Asien schon fast verwirklicht hat, noch näher zu kommen. Aber nicht nur Asien, auch der größte Teil des heutigen europäischen Rußlands ist in der Hand seiner Feldherren, und schon schicken sie sich an, auch Mitteleuropa mit ihrer Flut zu überschwemmen.

Ganz anders dagegen entwickelt sich der Gegenspieler des Dschinggis Khan, das Pfaffenreich in Schlesien. Hier geht nichts darauf aus, große Gebiete zu erobern, hier wird in friedlicher Kolonisationsarbeit ein Land allmählich durchdrungen und unterworfen. Nicht das Herrschen ist Zweck, sondern die Beherrschung des eroberten Bodens, nicht die Größe des Reiches, sondern die Festigkeit seines Gefüges. Zwar als die beiden Reiche mit ihren geradezu lächerlich verschiedenen Kräfteverhältnissen aufeinander prallen, wird der kleinere besiegt, aber dennoch auch der Sieger hat schwer gelitten, er zieht sich aus dem Lande zurück.

Im gutem, flüssigem Stil hat Stidkelberger das Geschehen zur Darstellung gebracht. Gerade das Herausstellen der beiden Gegenspieler ruft eine schöne, lebendige Wirkung hervor. Darüber hinaus bringt das Buch ein wichtiges und dabei doch noch sehr unbekanntes Stück Geschichte zur Darstellung. Es ist deshalb nicht nur eine lohnende, sondern auch eine lehrreiche Lektüre.

Walter von Schoen: „Die Hölle von Gallipoli“. Verlag Ullstein, Berlin. 2,85 RM.

Gallipoli, das war einst im Kriege ein Name von hohem Klang. Später aber und unter den vielen ruhmreichen Waffentaten unseres Volkes geriet er immer mehr in Vergessenheit. Und dennoch ist es einmalig gewesen, was der deutsche Soldat in Gallipoli geleistet hat. Hier stand er, abgeschnitten von jeder Zufuhr, nur auf sich, seine Kraft und seinen Erfindergeist angewiesen gegen eine vielfache Übermacht, die ihn mit allen Mitteln des modernen Großkampfes berannte. Und doch ist er in diesem Kampf Sieger geblieben. Zahlenmäßig unterlegen, schlecht bewaffnet und mäßig verpflegt, ist dieser Sieg ein Sieg des guten Geistes gewesen, der die Truppe befehlte. Gallipoli ist das große, gefährliche Abenteuer im Weltkrieg, das Sehen auf eine Karte. Deshalb, weil es ein Kampf auf verlorenem Posten ist, zieht uns das Geschehen so stark in seinen Bann. Dies Buch ist nicht nur ein geschichtliches Werk, sondern es soll vor allem in die Hände der Jugend gelangen, die Freude am frischen Wagen hat, und ihr wiederum zeigen, was der Glaube an den Sieg zu vollbringen vermag.



„Die Reise nach Sagan“

entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages W. G. Korn dem gleichnamigen Buch von Traud Gravenhorst.

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. II. Vierteljahr 1938: 3533.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.